Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig. Berlin, 1. Februar 1886.

Nr. 5. X. Jahrg.

Inhalt: Sonntags-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von Arthur Levysohn. — Vom internationalen Geldmarkt. Von Max Neustädter. — Die liberale Bewegung im Königsberg von 1840—48. Von Ferd. Fallton; Ludwig Walesrode und Rudolf Gottschall. — Vom Weltuntergang. Von W. Wilhelm Meyer. — Amilcare Ponchielli †. Von Martin Roeder. — Volksthumor in den deutschen Alpen. Von P. K. Rosegger; Zweier Kritiker. — Inhaltes Briefe. Von Bruno von W.... — Kurzwaile-Freud und Leid. Von G. Laruc. — Feilspähne. Von Richard Schmidt-Cabanis. — Theater. Von Otto Neumann-Hofer; Blumenthal bei Wallner. — Musikalische Glossen. Von Alexander Klockzowski; Die Woche der flügge Gewordenen. — Wann Frauen alt werden? Von Karl Wartenburg; 4. Fortsetzung. — Pariser Geplauder. Von Otto Brandes; Vom Briefe. — Excetera.

Abonnementspreis 2 Mk. 50 Pf. pro Quartal. — Insertionspreis pro Zeile 40 Pf. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Sonntags-Telegramme.

Hm. **Wien**, 31. Januar, 10 Uhr 30 Minuten Vormittags. Wegen Fürst Bismarcks Aeußerung, daß die Maßregeln gegen die Polen im Einverständniß mit den Nachbarmächten getroffen worden seien, soll im ungarischen Reichstag eine Interpellation eingebracht werden.

T **Rom**, 31. Januar. 9 Uhr 52 Min. Vorm. In dem bekannten Mineralbad Battaglia (Provinz Padua) sind in den letzten Tagen acht Cholerafälle vorgekommen.

W.T.B. **Straßburg i. E.**, 30. Januar. Bei dem Statthalter Fürsten Hohenlohe fand heute ein Diner statt, welchem die Mitglieder des Landesausschusses und die Spitzen der Behörden beiwohnten. In einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen Ansprache erinnerte der Statthalter daran, daß er selbst einer parlamentarischen Körperschaft angehört habe. Er vertraue auf den gesunden Sinn und die politische Erfahrung des Landesausschusses. Er wolle kein politisches Programm entwickeln, denn selbst der Staatsmann, der die Macht habe, seine Versprechungen zu erfüllen, wisse nicht, ob die Verhältnisse die Durchführung gestatteten. Wer aber, wie er, der Statthalter, mit Faktoren zu rechnen habe, die außerhalb der Sphäre seiner Einwirkung ständen, müsse doppelt vorsichtig sein. Das beste Programm sei eine gute Verwaltung. Darin erblicke er zunächst seine Aufgabe. Er werde sie zu erfüllen suchen mit Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl und mit dem Gefühl des Dankes für das Vertrauen, das das Land ihm entgegengebracht habe.

Hm. **Wien**, 31. Januar, 11 Uhr 15 Min. Vorm.) Direktor Wilbrandt hat aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub nachgesucht; für die Dauer seines Urlaubs ist Sonnenthal als Leiter des Burgtheaters vorgeschlagen. Die Entscheidung der Intendanz steht noch aus.

W. T. B. **Wien**, 31. Januar. **Privatverkehr. Oesterr. Kreditaktien** 296,60, 4proznt. ungar. Goldrente 101,40. Fest.

W.T.B. **New-York**, 30 Januar, Abends 6 Uhr. Waarenbericht. Baumwolle in New-York 9⅛, do. in New-Orleans 8⅞. Raff. Petroleum 70⅝ Abel Test in New-York 7⅝ Gd., do. in Philadelphia 7⅞ Gd., rohes Petroleum in New-York 6½, do. Pipe line Certificates — D. 88⅝ C. Mehl 3 D. 25 C. Rother Winterweizen loco — D. 91½ C., pr. Januar nominell, pr. Februar — D. 91¼ C. pr. März — D. 91¾ C. Mais (New) 49½, Zucker (Fair refining Muscovades) 5,30. Kaffee (Fair Rio-) 8,10. Schmalz (Wilcox) 6,75, do. Fairbanks 6,62, do. Rohe u. Brothers 6,70. Speck 5⅞. Getreidefracht 3½.

Informationen.

r. Der erst kürzlich zum Direktor der Stadtvoigtei ernannte frühere Landrath Herr v. Benzigen-Foerder ist leider gestorben. Er litt an Gelenk-Rheumatismus.

□ Politische Wochenschau.

Von **Arthur Levysohn.**

Für einen preußischen Partikularisten vom alten Schlage war die abgelaufene parlamentarische Woche eine Periode höchster Ergötzung. Die Blicke Europas waren auf Berlin gerichtet — aber nicht der deutsche Reichstag, sondern der preußische Landtag hielt die Aufmerksamkeit der politischen Kreise gefesselt. Der nationalgouvernemental-konservative Antrag Achenbach, welcher — ohne ausdrücklich die vielbeanstandeten Ausweisungsmaßregeln und ihre Härten zu billigen — sich im Vorhinein mit den Projekten des Fürsten Bismarck zum Schutze des bedrohten Deutschthums in unseren Ostprovinzen einverstanden erklärte und der die Bereitwilligkeit enthielt, die durch jene Pläne etwa benöthigten Mittel zu bewilligen, dieser Antrag Achenbach durfte als ein Versuch gelten, der Autorität des Reichstages ein Paroli zu biegen und den preußischen Eingellandtag gegen die Reichsvertretung auszuspielen.

Man erfuhr im Laufe der Verhandlungen durch eine Windthorst'sche Indiskretion, daß dieser Anschlag gegen das deutsche Parlament, nachdem er von Miquel gefaßt, von Bennigsen begutachtet und vom Reichskanzler gebilligt worden, von jener nationalgouvernementalen Majorität in Generalentreprise genommen worden war, über welche das preußische Ministerium in unserer zweiten Kammer verfügt. Man sah also die einstigen Matadore des Reichsreichheitsgedankens aus einer taktischen Erwägung ihrer ganzen Vergangenheit den Rücken kehren, um ohne besondere Gewissensbisse den Reichstag zu Gunsten des preußischen Landtags im allgemeinen Ansehen herabzudrücken und man muß gestehen, daß ihnen dies für die drei Tage der Verhandlungen bis zu einem gewissen Grade auch wirklich gelang — was nicht ausschließt, daß sich dieser Liebe Müh' als vergeblich erweisen muß, sobald die Tagesordnung des Reichstags Erörterungen von allgemeiner Tragweite wieder in Aussicht stellt. Es ist weder den Ministern, noch irgend einem der verbündeten national-konservativen Wortführer gegeben, den Lauf der Dinge umzukehren und den Schwerpunkt unseres politischen Lebens nach Belieben zu verschieben. Auch die politische Gravitationslehre baut sich auf ewigen Gesetzen auf.

Fürst Bismarck griff zweimal mit längeren Auseinandersetzungen in diese Ausweisungsdebatte ein, ohne sonderlich zur Sache zu sprechen. Er hielt einen historisch interessanten Vortrag über die Verhältnisse der Provinz Posen seit dem Jahre 1815, er zitirte des Generals von Grolmann eingehenden Bericht aus dem Jahre 1832, er verweilte mit Vorliebe bei der Geschichte der rassisch-preußischen Konvention vom Jahre 1863 — aber er benutzte doch diese Gelegenheit viel mehr, um seinen Gefühlen über die ihm feindliche Reichstagsmehrheit Luft zu machen, als daß er die beklagenswerthe Härte der Massenausweisungen zu vertheidigen oder abzuschwächen versucht hätte. Diese peinliche Aufgabe ließ der Ministerpräsident völlig ungelöst und überwies sie nach dem Grundsatze „de minimis non curat praetor" einfach dem Minister des Innern, von Puttkammer, der sich damit abfinden mußte, so gut es eben gehen wollte. Der Kanzler gab somit gewissermaßen die Ausführung seines Vetters den Angriffen der Opposition preis.

Dagegen war er, nach seiner Gewohnheit, stark im Aussprechen sogenannter „boutades", d. i. von Schreckschüssen, die freilich aufs große Publikum berechnet sind, die man aber bei Leibe nicht ernst nehmen darf, wenn man es mit ihm selbst als Politiker nicht verderben will. So entwickelte er eine Reihe dunkler Drohungen gegen den Reichstag und das, was er für dessen Obstruktionspolitik hielt, Drohungen, welche selbst gewiegte Parlamentarier für bittere Staatsstreich-Ankündigungen nahmen, um Tags darauf zu erfahren, daß der Kanzler um Gottes willen nicht so verstanden werden wollte, wie seine Worte dies zuließen, sondern daß, wenn er von dem Minister gesprochen, der „in Fetzling sei, wenn er es nicht wage, im Nothfall sein Land selbst gegen den Willen der Volksvertretung zu retten, er an „rettende Thaten" nach Manteuffelschem 1848er Muster in keiner Weise, noch weniger aber an einen Staatsstreich gedacht habe.

So führte der Kanzler ebenfalls einen Expropriirungsplan der polnischen Grundbesitzer in großen Zügen aus, von dem er allerdings selbst noch rechtzeitig erklärte, er halte sein Projekt nicht sofort und nicht ohne Weiteres für durchführbar. So benutzte er die Gelegenheit, um an Stelle des Branntwein-Monopols, wenn es vom Reichstage ihm verweigert werden sollte, für Preußen eine Lizenzsteuer in Aussicht zu stellen, über deren Höhe jedem Schankwirth das Gruseln ankommen müßte, wenn nicht die Gewaltsamkeit einer solchen Auflage ihr von Vornherein die Lebensfähigkeit abgesprochen hätte. In dieselbe Reihe, dieser nicht ernst zu nehmenden „boutades" gehört die schon oft wiederholte Aufforderung des Fürsten an die Oppositionsführer, sich doch bereit zu erklären, ihrerseits die Geschäfte des Landes zu führen, wenn sie es besser machen zu können glaubten, als die gegenwärtig amtirenden Minister — eine Aufforderung, welcher der Ministerpräsident leider selbst die Spitze abbrach, indem er erklärte, daß der König sich selbst als zu bejahrt bezeichnet habe, um sich solchen Experimenten in seinem Alter noch zu unterziehen.

Also auch diese Bekehrung des Fürsten Bismarck zu parlamentarischen Grundsätzen dürfte lediglich als rhetorisches Kunststück aufgefaßt werden, das aber diesmal den kaum erwarteten Erfolg hatte, daß sich einzelne Führer der Opposition wirklich bereit erklären, im Nothfalle die Bürde eines Portefeuilles auf sich zu nehmen, wobei sie mit Fug die Versicherung abgeben konnten, daß sie in der inneren preußischen Politik auch nicht schlechter verwalten würden, wie dies seitens des jetzigen Ressortchefs geschähe. Es war zum ersten Male, daß der Ministerpräsident auf seine Herausforderung diese kaum erwartete Bereitwilligkeits-Erklärung erhielt, denn die Zeiten sind glücklicherweise vorüber, in denen man es für einen unberechtigten Ehrgeiz und für gewissenloses Streberthum hielt, wenn ein Mann der Linken muthvoll dafür eintrat, die Ideen von Sr. Majestät allergetreuesten Opposition auch am Staatsruder praktisch erproben zu wollen.

So wäre denn im Allgemeinen auch diese Debatte nicht ohne einen gewissen politischen Gewinn für die freisinnige Denkungsart verlaufen, wenn auch bei der Zusammensetzung des Landtages von vornherein an der Annahme des Achenbachschen Antrages, der die Pläne der Regierung billigte, weil er sie nicht kannte, nicht zu zweifeln gewesen war. Allein der unabwendbare Sieg der Gouvernementalen wurde ihnen insofern verkümmert, als sie ihn schließlich nur durch eine Vergewaltigung der Minorität zu erringen vermochten. Die Geschäftsordnung enthält einen von Lasker noch zum Schutze der Minderheiten eingefügten Paragraphen, welcher anordnet, daß Anträge, welche auf Geldbewilligungen hinauslaufen, vor der Beschlußfassung einer Kommission, hier also der Budgetkommission zu überweisen seien, da ja der Antrag Achenbach ausdrücklich die Bewilligung der Mittel in Aussicht stellt, welche die Regierung zur Durchführung ihrer polnischen Schul- und Kolonisations-Pläne bedarf. Für die Majorität lag in der Anbequemung an diese Bestimmung der Geschäftsordnung keinerlei Art von Gefahr, höchstens eine Verzögerung um wenige Tage.

Aber die Herren fühlten sich als die maßgebenden Faktoren, und da ihnen ein Aufschub nicht behagte, so beschlossen sie sportsmäßig über das gesetzliche Hinderniß hinwegzuspringen und ihren Willen an die Stelle der Geschäftsordnung zu setzen. Diese Verhöhnung ordnungsmäßigen Verfahrens hatte zur Folge, daß Centrum, Polen und Deutschfreisinnige sich an der also erzwungenen Abstimmung über den Antrag Achenbach nicht betheiligen wollten und deshalb gemeinsam den Saal verließen. Diese Nachahmung des bundesräthlichen „Exodus" im Reichstage ist eine Neuerung im preußischen Verfassungsleben. Der Anzug der oppositionellen Plebejer wäre gewiß wirkungsvoll, wenn er mit der Konsequenz durchgeführt würde, welche einst die Czechen im österreichischen Reichsrathe bewiesen, wirkungsvoll — wenn man Geduld genug besitzt, den Effekt mehrere Jahre hindurch ruhig abzuwarten. So aber sieht zu befürchten, daß sich irgend ein Menenius Agrippa finden dürfte, der die Grollenden veranlaßt, von dem „heiligen Berge" der Enthaltsamkeit wieder herunterzusteigen, um am Montag frisch, fröhlich und frommt der parlamentarischen Sisyphus-Arbeit von Neuem ihre kostbaren Kräfte zu widmen.

In solchen Dingen, meine ich, ist es nicht genug, blos gewollt zu haben. Fürst Bismarck, der so gern unsere Polen mit den Irländern vergleicht, weiß sehr wohl, daß eine Verbindung, wie sie Gladstone soeben, um wieder ans Ruder zu gelangen, im britischen Parlament ins Werk gesetzt hat, bei uns in Preußen-Deutschland zur Zeit ein Ding der Unmöglichkeit bleibt. Der Kanzler freilich benutzte die Debatte, um den wieder zur Macht gelangten Gladstone eine höfliche Verbeugung zu machen, die in London wohl bemerkt worden sein wird. Man braucht im Interesse des europäischen Friedens eine nicht allzu feindliche Stimmung des neuen englischen Kabinetschefs und wäre es auch nur, damit in Athen die gemeinsame Mahnung der Mächte nicht an Wucht und Nachdruck einbüße. Die Griechen haben sofort wieder einen Pflock vorgesteckt, als sie den Sturz Salisburys vernahmen — aber sie dürften sich diesmal in Gladstone täuschen, der in diesem Punkte jetzt keine Schwierigkeiten machen will, darin unähnlich dem Grafen Andrassy, der sehr zur Unzeit eine Politik befürwortet hat, welche in ihren Folgen Wien und Petersburg in einen Gegensatz bringen müßte, den man zur Zeit in Berlin sicher nicht gutheißt.

Feilspähne aus geistiger Werkstatt.

Von **Richard Schmidt-Cabanis.**

An die „Lauwarmen".

„Die Politik verdirbt den Charakter!"
Nicht'ger war nie ein Spruch und exakter;
Doch zeigt seine Weisheit eine Lücke:
Wem nicht seines Volkes und Landes Geschicke
In Zorn oder Freude die Wange mehr färben,
Der hat keinen Charakter .... zu verderben!

Tagesfragliches.

Das auf der nebelhaft unsicheren Spur
Des Alkohols von vornherein man gleich
Dem jungen lebensvollen deutschen Reich
Sucht neue Kräfte zuzuführen,
Mir scheint, es widerspricht dies der Natur:
Da man doch sonst pflegt todte Körper nur
Durch Spiritus zu konserviren.

Radikaler Kommunismus.

Der Kerl hat's einzig so weit gebracht,
Weil er kein Breit hat wie ich vor der Stirne;
Mein nächster Antrag drum, geht Acht!
Fordert: die Gleichheit der Gehirne!

Die Allerweltes-Tyrannen.

Uns gilt der wackre Nero als Tyrann,
Weil er zum Tod nicht ungern dann und wann
Manch armen Schächer qualvoll, aber schnell schafft;
Doch die uns martern bei lebend'gem Leib
Das ganze Dasein durch zum Zeitvertreib —
Was sind dann sie: die „Mode" und die Gesellschaft"?!

Natürlicher Idealismus.

Die Blumen sind „idealisch" dumm:
Blühen, duften und prangen ringsum,
Und rühmt sich doch keine ein'ge darum!

Auch die Bäume auf grünenden Matten,
Spenden Früchte und geben Schatten,
Kust aber keiner: Hier schaut mich an!
Als hätt' er was Besonders gethan.
Rings weckt die Nachtigall Himmelslust,
Wieß sich trotzdem nicht in die Brust
Und erklärt aller Welt es offen:
Ich bin als Sängerin unübertroffen!" — —
Sinnend folg' ich weiter der Spur,
Aber es bleibt mir dunkel und mystisch,
Daß grade sie selber — die Natur
So ganz und gar nicht „naturalistisch!"

Jung-Siegfried, der Rezensent.

Zeit wird's für mich jetzt, Kritiken zu stammeln,
Ich ich etwa beginne Erfahrung zu sammeln;
Dann stellt sich erst gar das Verständniß ein,
Wie kann mein Urtheil partheilos noch sein?!

Neueste Verleger-Reklame.

Den Gipfel der realistischen Bahn
Erreicht „unser K." im neusten Roman:
Derselbe spielt (wie entzückt ich melde)
Vorwiegend auf einem Rieselfelde;
Von „dunklen Stoffen" sieht man es triefen,
Und Keiner kann sich darin vertiefen,
Der nicht sofort sich müßte bequemen
Nach jedem Kapitel ein Bad zu nehmen.

Kunst und Natur.

Sonst wurde es klar an jedem Ort
Nach allbekanntem Meisterwort:
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.
Heut ist die Frage trüb umdunstelt,
Daß Niemand recht die Lösung spürt:
Ob die Natur jetzt mehr verkünstelt,
Ob mehr die Kunst — denaturirt?!

Die „Jungen" an die „Alten".

Wie lange noch wollt Ihr den Platz hier uns rauben?!
Ihr seid ja längst todt, Ihr dürft es uns glauben!
's ist eine Unhöflichkeit, kaum zu fassen,
Daß Ihr Euch noch nicht wollt begraben lassen!

Die „Alten" an die „Jungen".

Das wär' was: selber die Erde zu karren,
Darin Ihr lebendig uns wollt verscharren!
Daß wir noch ganz unverstorben seien:
Beweist es nichts andres, beweist's euer Schreien!

Trost in Thränen.

Daß viele noch so leidlich unverzagt
In „diesem Jammerthal" will mir begreiflich scheinen:
Denn das Bewußtsein, daß der Andre klagt,
Ist süßer Trost schon für den Einen.

Praktischer Pessimismus.

Entkräftet durch ein arbeitsschweres Leben,
Hat spät zur Ruh der Vater sich gelegt.
„Und dies," so seufzt der Sohn, das Auge grambenetzt,
„Das Ziel von all dem Ringen, all dem Streben?!
„Du edler Greis, durch dieses Beispiel jetzt
„Bin ich gewarnt" .... und setzt sich still daneben.

Der unbewußte Philosoph in nuce.

Das ist der höchsten Weisheit Erguß
Auf Schopenhauer-Hartmann'scher Spur:
Heut hing sich aus Lebensüberdruß
Ein Säugling auf an der Nabelschnur!

Moderner Liebeszweifel.

„Ob ich ihm trau'n darf? — Enthüllt sich's nicht heut,
Zeitig erfahr' ich's noch morgen;
Ob er mir trau'n darf? Du liebe Zeit,
Das macht mir Sorgen!"

Vom europäischen Geldmarkt.

Von **Max Neustädter.**

[Die allgemeine Situation. — Die Emissionsthätigkeit. — Die ferdische Tabaksrente. — Die Silberfrage in der nordamerikanischen Union. — Die Eisenindustrie.]

Der erste Monat des neuen Jahres neigt sich zu Ende, ohne daß sich in der Gestaltung der Dinge auf dem Geldmarkte, die man am Schlusse des Vorjahres erhofft hatte, etwas Wesentliches verändert hätte. Wie könnte denn auch anders sein, da die Ursachen, aus welchen die nun schon seit mehr als Jahresfrist sich ergebende Situation, hervorgeht, in gleicher Weise ihre Einwirkung äußern. Die Stagnation auf den Gebieten des Handels und der Industrie, in der eine tiefgreifende Störung des Mechanismus des wirthschaftlichen Lebens zum Ausdruck kommt, dauert noch immer an. Ja, sie gestaltet sich immer intensiver und zieht immer weitere Kreise. Befördert wird sie durch die von Tag zu Tag mehr zur Herrschaft kommende protektionistische Strömung, welche die wirthschaftliche Wechselwirkung der Völker aufeinander mit allen ihren wohlthätigen Folgen für die materielle und geistige Kultur zu einem großen Theile aufhebt. Der internationale Güteraustausch — man sehe sich nur die Statistik der Handelsbewegungen an — schrumpft immer mehr zusammen; die Bewegung in den Kanälen des Handels und der Industrie geräth ins Stocken und muß sich dies in der markantesten Weise in der Gestaltung der Situation des Geldmarktes ausprägen, der seiner lebhaftesten und nachhaltigsten Impulse beraubt ist. Derselbe Stillstand, der dort herrscht, muß auch hier zum Ausdruck kommen; es muß sich naturgemäß auf beiden Gebieten das Niveau gleichstellen.

In der abgelaufenen Woche hat auch die Politik einmal wieder eine Einwirkung auf die Börse auszuüben vermocht. Das Säbelgerassel Griechenlands, das auch seine Rolle in der orientalischen Frage spielen will, sowie die Abdikation des englischen Ministeriums, die von Neuem ein Moment der Ungewißheit in die europäische Politik hineinwirft, riefen eine gewisse Mißstimmung hervor, welche die Aktion der Spekulation noch mehr lähmte, denn zuvor.

Trotz der allgemeinen, keineswegs erquicklichen Lage, hatten die letzten Tage eine rege und auch von Erfolg gekrönte Emissionsthätigkeit aufzuweisen. Eine oberflächliche Betrachtung der Dinge könnte vielleicht die Durchführung jener Geschäfte als ein Zeichen einer normalen Situation und einer gesunden Entwickelung ansehen. In dieser Auffassung würde man sich indeß sehr täuschen. Die gesteigerte Emissionsthätigkeit ist vielmehr der vollkommene Ausdruck eines auf dem Geldmarkte herrschenden pathologischen Zustandes. Die Gebiete, auf welchem das Kapital sonst seine Verwerthung zu finden gewohnt war, sind ihm verschlossen; es muß nothgedrungen seinen Schwerpunkt wo anders hin verlegen. Die Schranken, die seiner Verwendung auferlegt sind, der enge Umkreis in welchem ihm gestattet ist sich zu bewegen, treibt es mit Naturnothwendigkeit dazu die haute finance in ihren Unternehmungen zu unterstützen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die gesteigerte Emissionsthätigkeit, die einen so vollkommenen Gegensatz zu der Gestaltung der übrigen geschäftlichen Transaktionen bildet, zu begreifen und ihr Erfolg zu verstehen.

Das Hauptinteresse der Börse konzentrirte sich auf die Emission der neuen Serbischen Rente, der auf den Ertrag des Tabakmonopols fundirt ist. Die Gruppe, welche die Werthe an den Markt brachte, hat einen nicht anzuzweifelnden großen Erfolg davon getragen. Außer den oben charakterisirten allgemeinen Momenten, welche der Emissionsthätigkeit in so ausgesprochener Weise den Weg ebnen, dürfte zu jenem Erfolg auch der Umstand beigetragen haben, daß die in den letzten Jahren kreirten Serbischen Werthe, trotz der kriegerischen Verwicklungen, in welche sich das Land gestürzt hatte, nicht wesentlich in ihrem Kursstande erschüttert wurden. Es ist psychologisch leicht zu erklären, daß man die Folgerungen, die man aus diesem Umstande zieht, auch auf die neuen Werthe überträgt. Ob der darin zum Ausdruck gekommene Kalkül ein richtiger ist, kann nicht im Voraus entschieden werden. Jedenfalls steht er im Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen, welche durch die augenblicklich herrschenden Verhältnisse eine vollständige Umbildung erfahren haben. Ebensowenig wie ungünstige Entwickelungstendenzen im wirthschaftlichen Leben eines Staates — Beweise dafür hat man in der letzten Zeit genug gehabt — seine Rententitres zu erschüttern vermögen, ebensowenig vermögen das mit der Intensität wie früher kriegerische Verwickelungen zu thun. Bis jetzt hat das Privatpublikum mit seiner Auffassung Recht behalten und die Spekulation, welche im Gegensatz zu ihm nach den alten Prinzipien gehandelt hat, mußte die Zeche bezahlen.

Mit großer Spannung erwartet man allenthalben die Lösung, welche die Silberfrage in der nordamerikanischen Union finden wird. Denn es handelt sich dabei nicht um ein spezifisches amerikanisches Interesse. Der Ausgang des in dem Kongreß der Vereinigten Staaten auszufechtenden Streites wird nach der einen oder anderen Richtung hin die Währungsverhältnisse und damit auch die wirthschaftlichen Verhältnisse der gesammten Welt in Mitleidenschaft ziehen. Zeigt sich diese Einwirkung doch schon jetzt darin, daß, je nachdem die Aussichten für das Bestehenbleiben der Blandbill günstig oder ungünstig lauten, der Silberpreis steigt oder fällt, was die Valutazustände verschiedener Länder in der entsprechenden Weise affiziren muß. Wie sich die Dinge in der Union in Bezug auf die Silberausprägungen schließlich gestalten werden, darüber läßt sich heute noch nichts Gewisses sagen. Es liegen eine Unmasse von Anträgen vor, die von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehen und dadurch die endgiltige Entscheidung schwierig machen und hinausschieben. Soviel scheint indeß festzustehen, daß die Silberpartei, an deren Spitze aus leicht erklärlichen Gründen die Silberkönige des Westens stehen, keine Erfolge davon tragen werden. Sollte indeß die Aufhebung der Blandbill beschlossen und dadurch die Silberprägung definitiv suspendirt werden, so würde dadurch gewiß ein weiteres Sinken des Silberpreises hervorgerufen werden. Es würde sich aber noch eine weitere Konsequenz daraus ergeben: Mit jener Suspendirung würde auch wohl jede Aussicht auf die Rehabilitation des Silbers auf dem Wege des internationalen Bimetallismus, dessen Vertreter in der letzten Zeit so viele Mißerfolge zu verzeichnen hatten, geschwunden sein.

Am Schlusse des Vorjahres wollte man in der Lage der Eisenindustrie eine Wendung zum Besseren erblicken und prognostizirte daraus ein Wiederaufleben der allgemeinen geschäftlichen Thätigkeit. Bis jetzt sind diese Hoffnungen unerfüllt geblieben. Die Eisenindustrie befindet sich, sowohl hinsichtlich der Preis- wie der Absatzgestaltung in einer kaum günstigeren Situation, als sie in den letzten Jahren der Depression zu verzeichnen war. Ein grelles Schlaglicht auf die ungünstige Entwickelung, welche die genannte Industrie genommen hat, wirft die Meldung, daß man seitens eines der größten deutschen Etablissements — der Vereinigten Königs- und Laurahütte — damit umgehe, die Arbeitslöhne herabzusetzen. Sollte sich das bewahrheiten, so würde damit die These der Anhänger der Politik des Schutzes der nationalen Arbeit, daß die Schutzzölle eine wesentliche Bedingung für die Bessergestaltung der Lage der Arbeiter sind, aufs Neue in nicht zu widerlegender Weise ad absurdum geführt sein.

Theater.

Von **Otto Neumann-Hofer.**

Wallner-Theater: Sammet und Seide. Lustspiel in 4 Akten von **Oskar Blumenthal.**

Der gestrige Abend im Wallner-Theater war ein Abend der Enttäuschungen. Siegreich glaubte die neue Direktion mit einer Novität des erfolgreichsten deutschen Lustspieldichters in die restaurirten Räume des Theaters einzuziehn, und sie begann ihre Aera mit einem hartbestrittenen, aber um so unzweifelhafteren Mißerfolge. Beifallsbereit war das zahllose Publikum herbeigeströmt; es freute sich bereits, am Exquisitesten seinen Gaumen zu letzen, und es erhielt kaum mehr, zum Theil sogar weniger, als das längst bekannte und zum Ueberdruß gewordene Menu nach Moserschem Rezept. Sicher hatte wohl auch der Autor selbst die stille Erwartung gehegt, dem Kranze seiner Erfolge ein neues Blatt einzuwinden, und er sah sich der Nothwendigkeit ausgesetzt, einen Hervorruf zu folgen, der nur deswegen so überlaut war, um das Mißfallen der zahlreicheren Gegner zu übertönen.

Die Auftrittsszene bewies, wie entgegenkommend die Stimmung des Publikums war. Mit lachbereiter Eile ergriff es die kleinen drolligen Wendungen, die der Verfasser Herrn Guthery in den Mund gelegt hatte, welcher, obwohl nicht auf seiner gewohnten Höhe, im Vordergrunde der auch schauspielerisch nicht sehr glücklichen Aufführung stand. Aber schon die Inhaltlosigkeit des ersten Aktes ließ die Stimmung auf den Indifferenzpunkt herabsinken. Peinlich war das verlegene und gemachte Lachen, das hier und da aus einer Ecke des Saales erscholl und Verwunderung erregte. Der zweite Akt mit seinen heitern und theilweise glücklich ersonnenen Bildern aus dem Betriebe eines Konfektionshauses erhöhte die Stimmung merklich; und wäre die Szenenführung eine weniger lockere und die Handlung eine deutlicher hervortretende gewesen, so hätte der originelle Schluß dieses Aktes — das Kleid, das ein Mann seiner Frau schenkt, wird von dessen Maitresse bezahlt — eine viel zündendere Wirkung hervorgebracht. Da sich im dritten und vierten Akt auch nichts sonderlich Interessantes begiebt, und die gelungenen Dialogpointen durch einen Ballast von weder neuen, noch drastischen Scherzen erdrückt werden, so waren sie wenig geeignet, die Beifallsfreudigkeit zu heben. Und als der Vorhang fiel, ertönte das Zischen und Pfeifen, das sich mit Bravorufen mischte.

Wenn wir zum Schluß noch die „Soiree musikale" der Frau Artôt erwähnen, so wollen wir, um der hier bei der Stange zu bleiben, die Großmeisterin und ihre bewährte Mitwirkung (Fr. Pietsch-Lankow, Frl. Hoffmann von der Hofoper, Herrn Siegfried Ochs 2c.) aus dem Spiel lassen, und nur den Erfolg ihrer flügge gewordenen Zöglinge, vor Allem der Damen Arnoldson und Lehr konstatiren. Berlin galt sonst nicht als die Stadt, in welcher gesangsbedürftige Eleven auf direktem Wege zum Allerheiligsten ihrer Kunst geführt werden können; die Resultate der Frau Artôt scheinen anzudeuten, daß sich ein Theil des Wallfahrtsstromes, der sich ehedem in die Salons der Viardot und Marchesi ergoß, nach der deutschen Reichshauptstadt abgezweigt hat.

Musikalische Glossen.

Von **Alexander Moszkowski.**

Die Woche der Flügge-Gewordenen.

Der Sturm, den das Auftreten Saint-Saëns' in unseren musikalischen Kreisen erregt hat, ist der Windstille gewichen; wir sind in eine Region der Kalmen eingetreten. Eine Reihe neutraler Kompositionen zog an uns vorüber, ausgeführt von neutralen Virtuosen und solchen, die es werden wollen. Man konnte die letzten Tage sehr wohl die Woche der Flügge-Gewordenen nennen mit Rücksicht darauf, daß das ausgewachsene Virtuosenthum nur gelegentlich das Szepter ergriff und der minorennen Kunst zwischendurch reichliche Zeit zu öffentlichen Exerzitien ließ. In dem Kritiker wurde diesmal nicht der Mann erwartet, dem es obliegt, die Erscheinungen mit unverkürztem Maßstab zu messen, sondern der freundliche Zeugnißschreiber, der es versteht, die Zukunft zu eskomptiren und angenehme Horoskope zu stellen.

Da waren wir zuerst zu einem der täglichen Konzerte in der Philharmonie geladen, welche unter Prof. Mannstädt's Führung die verdienstliche Aufgabe erfüllen, gute Musik zu popularisiren. Die besondere Veranlassung bot das Auftreten des dreizehnjährigen Pianisten Günther Freudenberg aus Wiesbaden, welcher als Hauptstück das D-moll-Konzert von Mozart spielte. Du lieber Himmel! es wäre wahrlich kein sonderliches Kunststück, über ein solches Auftreten zu referiren, ohne ihm beigewohnt zu haben. Ein erwachsener Pianist, der auf eigene Hand auftritt, ein bärtiger oder ergrauter Virtuos kann wohl schlecht spielen — ein konzertirender Dreikäsehoch spielt immer gut; dafür haben wir schon in dem Umstand die nöthige Garantie, daß ein Dirigent von der Einsicht eines Franz Mannstädt sich dazu versteht, ihm den Takt zu schlagen. Wir kennen das Mozart'sche Konzert zur Genüge und wir können uns ohne Zuhilfenahme höherer Divinationskünste genau vorstellen, wie der Knabe mit dem schönen, weißen Klapprägelchen, der am Instrument Platz nehmen soll, mit der Komposition fertig werden wird. Die Technik ist natürlich erstaunlich, denn auf keinem Menschen lastet die Verpflichtung, bis zur erlangten Konfirmation in die Geheimnisse der Applikatur eingedrungen zu sein. Wir wissen auch im Voraus, daß wir trotz alles Staunenswürdigen ganz und gar nicht staunen, vielmehr bei der Betrachtung seiner Fertigkeiten höchstens denken werden: noch Einer, der das kann! Allein, wozu beim Referat über Wunderkinder immer wieder die alte Moral predigen, daß man Keime und Knospen nicht der rauhen Luft der Oeffentlichkeit preisgeben soll? Die Konzertpraxis will von dieser Moral nichts wissen, und das Publikum fängt an der fruchtlosen Predigt müde zu werden. Schließlich erscheint ja auch die vorzeitige Entblätterung einiger Blüthen nicht für die Kunst bedenklich, sondern nur für die betreffenden Künstler in spe. Halten wir uns also einfach an den vorliegenden Fall: Der junge Freudenberg spielt in der That fehlerlos und mit Ansätzen zu schöner Phrasirung; besonders gefiel mir die Ruhe, mit der er die kleinen Verzierungen ausspielte, und die Besonnenheit, die er im Zusammenwirken mit dem vortrefflich begleitenden Orchester walten ließ. Auch das übliche Prognostikon will ich ihm nicht vorenthalten: es kann etwas Tüchtiges aus ihm werden, wenn er rüstig fortstudirt, und er wird es in seinem Fach weitbringen, wenn seine Kunst proportional den Jahren zunimmt.

Mit unvergleichlich reiferer Künstlerschaft trat die jugendliche Pianistin Fräulein Helene Leubscher in der Sing-Akademie auf, woselbst sie in Gemeinschaft mit der geschätzten Konzertsängerin Frau Johanna Wegner und der philharmonischen Kapelle einen eigenen Auftritts-Abend absolvirte. Diese Pianistin erschien in allen wesentlichen Punkten wirklich konzertfähige, wenngleich sich an gewissen Einzelheiten ihres Vortrags die Erinnerungen an die Studierstube und an das Kommandowort ihres Präzeptors noch deutlich nachweisen ließen. Niemand konnte bei einem ersten Debüt erwarten, die Spuren des Drills getilgt und in die Eigenart einer besonderen Individualität aufgelöst zu finden; thatsächlich liegt hier vor der Hand lediglich das Produkt eines sehr beachtenswerthen Talents, offenkundigen Fleißes und einer bewährten Erziehungsmethode, der Klindworth'schen nämlich, vor. Immerhin gerieth dieser erste Ausflug in die Arena der Tonkämpfe erfolgreich genug; das war kein mühseliges Tasten in die Oeffentlichkeit, sondern ein ganz ansehnliches Fliegen, bei dem sich die Schwingen von Minute zu Minute freudiger regten. Das G-moll-Konzert von Moscheles, welches Fräulein Leubscher an die Spitze ihres Programms gestellt hatte und unter der Orchesterleitung ihres Lehrmeisters tadellos durchführte, war ehemals ein sehr beliebtes Stück, welches seine Berühmtheit vorzugsweise seinem letzten, kräftig erfundenen und mit hübschen Passagen behängten Allegro verdankte. Obschon der Reiz des mozartisirenden ersten Satzes und des spielfeligen Laufwerks, welches ihn durchwuchert, nachgerade ziemlich verblaßt ist, lassen wir uns das Werk auch heut noch gern gefallen, schon deshalb, weil es nicht zu der geringen Zahl der Pflichtkonzerte gehört, welche in der Regel von den Debütanten als Abiturientenhymnen angestimmt werden.

Daß sie auch in das moderne Virtuosenthum eingedrungen sei, bewies uns die Konzertgeberin durch den Vortrag der nicht allzuhäufig gespielten Händel-Variationen von Brahms. Hier wurden die mechanischen Schwierigkeiten schulgerecht bewältigt, und selbst auf der Hindernißbahn der Sexten-Variation ging es ohne Straucheln ab; freilich kann der ganze Absatz noch weiter glänzender, die Sexte im Anfang mit dem Triller in der Oberstimme noch weit knatternder genommen werden. Das Stück selbst gehört zu den dankbarsten Kompositionen Brahms', wie denn dieser auf dem Pianofortefelde vielleicht nur eine einzige völlig unangreifbare Position behauptet: die Variation. Da aber jedes Brahmsche Ding einen Haken haben muß, so leidet auch jenes Meisterwerk der Kombinationskunst an einem empfindlichen Uebelstande: es ermüdet durch seine unabsehbaren Dimensionen und sollte daher nur mit Auswahl vorgetragen werden.

Stellen

Die liberale Bewegung in Königsberg.

(1840—1848.)

Memoiren-Blätter

von **Ferdinand Falkson.** (Nachdruck verboten.)

Ludwig Walesrode und Rudolf Gottschall.

In den Dienst der neuen Bewegung traten immer neue Elemente der Kunst und der Literatur. Der Karikaturenzeichner wie der Humorist standen auf der liberalen Seite. Die damaligen Königsberger Karikaturen, fast unverständlich für den mit den lokalen Beziehungen Unbekannten, waren nur von sehr mäßigem Witze und wurden bald ganz eingestellt. Ergiebiger floß die Quelle des Humors. Im Winter von 1841/42 hielt hier Ludwig Walesrode eine Reihe von Vorlesungen, Glossen zur Zeitgeschichte, die durch sprühenden Witz höchlich ergötzten und von der Elite der Gesellschaft besucht wurden. Er gab seine Vorlesungen später heraus und ward mit einem Schlage ein berühmter Mann, freilich, wie es mit Erzeugnissen des Tages und für den Tag zu geschehen pflegt, nur für eine gemessene Zeit. Der bedeutende Königsberger Erfolg ermuthigte ihn, seine Vorlesungen auch in anderen großen Städten zu wiederholen, und die ihm dort zu Theil werdenden Ovationen erfreuten ihn nicht wenig. Er pflegte, zurückgekehrt, im engeren Freundeskreise gern ein lustiges Abenteuer zu erzählen, das er bei solcher Gelegenheit erlebt hatte. In Leipzig traf er mit Hoffmann v. Fallersleben, dem Breslauer Professor, zusammen, der eben wegen seiner „unpolitischen Lieder" sein akademisches Lehramt verloren hatte. Der liebenswürdige Dichter war einer größeren Menschenmenge gegenüber blöde und wortscheu. Als nun beiden Männern in Leipzig eine größere Ovation bereitet wurde und die gedrängte Schaar vor dem Hotel auf das Erscheinen der Gefeierten wartete, war zwar Walesrode, der Redefertige, schnell zu einer Ansprache bereit, Hoffmann war aber nicht zu bewegen, hervorzutreten. Auf Walesrodes dringendste Vorstellungen, daß er sich einem Danke für die Huldigung nicht entziehen dürfe, trat er endlich zögernd hervor und deklamirte:

Ich bin Professor gewesen,
Was aber bin ich jetzt?
Einst durft ich Kollegia lesen,
Jetzt bin ich abgesetzt — u. s. w.

Stürmischer Beifall. In Dresden dieselbe Szene. Hoffmann setzt allen Vorstellungen Walesrodes den zähesten Widerstand entgegen. Endlich erscheint er, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb", räuspert sich und spricht:

Ich bin Professor gewesen u. s. w.

Sein Liederfüllhorn war reich, aber als Redner spendete er nur diese eine Blüthe.

Walesrode versprach, einer unserer besten Humoristen zu werden, aber er hielt nicht, was er versprochen. Außer einigen kleinen liebenswürdigen Gaben hat er nichts geleistet. Die hauptsächlichste Ursache dieser Sterilität war eine Schwierigkeit der Produktion, wie ich sie bisher bei keinem Schriftsteller beobachtet. So leicht hingeworfen sich Alles las, so anmuthig es dahinschwebte, es war eine Schwergeburt. Daher war er zum Niederschreiben so unlustig als möglich. Er schob jede Arbeit auf und ging endlich mit Widerwillen an die Arbeit. In einer übermüthigen Laune hob einmal Gottschall im Freundeskreise plötzlich zu improvisiren an:

Walesrode,
Eine Episode
In der deutschen Literatur
Nur.

Worauf der schlagfertige Walesrode zu allgemeinem Ergötzen erwiderte:

Gottschall
Ein Wortschwall
In der deutschen Poesie.
Mehr nie!

Was an diesem heiteren Duett die Hörer besonders anmuthete, war nicht so sehr der schnelle Witz, als die außerordentlich reine Wahrheit der Replik, d. h. die damalige Wahrheit; denn die spätere Entwicklung des hochbegabten Dichters hat Walesrode nicht Recht gegeben. War er doch auch der vollendete Gegensatz des letzteren: er produzirte leicht und schnell und war einer unserer fruchtbarsten und fleißigsten Schriftsteller.

Kurz vor dieser Szene hatte Gottschalls äußeres Leben die erste Prüfung zu bestehen. Er sollte in der ersten Demonstration, welche die neue Bewegung in Königsberg hervorrief, nach der Meinung der akademischen Behörde eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Im Winter 1842 sollte ein nach Königsberg berufener Professor der Theologie, Dr. Hävernick, seine Antrittsvorlesung halten. Die pietistisch-orthodoxe Haltung des Ministers Eichhorn, von welchem diese Berufung ausging, hatte längst Mißfallen erregt. Dem neuen Professor ging der Ruf voraus, daß er der strengsten orthodoxen Richtung angehöre und überdies in Halle gegen seine rationalistischen Lehrer, die Professoren Gesenius und Wegscheider, in sehr peinliche Opposition getreten sei. Genug für unsere akademische Jugend, um eine ausdrucksvolle Demonstration zu inszeniren, welche von einer Ovation sehr verschieden war. In gedrängten Massen besetzten Studenten aller Fakultäten das Auditorium, die Thüren mußten geöffnet werden, auch die Treppe war besetzt. Kaum hatte der neue Professor die ersten Sätze seiner Vorlesung begonnen, als die Menge mit Geräusch den Saal verließ, so daß er bald sich allein darin befand, und als er nun fortging, hatte er noch ein sehr übelwollendes Spalier von Musensöhnen zu passiren. Kein verständiger Mann wird derartige Szenen billigen, aber der Jugend wird Manches verziehen, und als Zeichen der Zeit regte es doch zum Nachdenken an. Von Berlin lief die Anordnung strengster Untersuchung ein. Gottschall, einer der Hauptangeklagten, erhielt das consilium abeundi, mannigfache mildere Strafen wurden verhängt, eine große Zahl von Studenten erhielt eine Prorektoratsrüge. Man erzählte damals, daß der zeitige Prorektor, Geheimrath Burdach, die Studenten, nachdem er ihnen die Rüge ertheilt, ermahnt habe, später als Männer stets ihrer Ueberzeugung zu folgen. Gleichzeitig hatten damals die Studirenden dem freisinnigen Professor von Lengerke, dem ausgezeichneten Dichter, der auf Anregung des Ministers Eichhorn aus der theologischen in die philosophische Fakultät übergegangen war, ein Hoch dargebracht.

Vom Weltuntergang.

Von (Nachdruck verboten.)

M. Wilhelm Meyer.

In meiner letzten Plauderei über die Planetenkonstellationen dieses Jahres habe ich mir erlaubt, über sehr ernste Dinge zu scherzen, während doch eigentlich mit dem Weltuntergange nicht wohl zu spaßen ist. Ich will diese Sache wieder gut zu machen suchen und sie einmal von der ernsten Seite nehmen.

Fragen wir uns, ob nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse ein Weltuntergang überhaupt möglich sei, so müssen wir wohl zunächst einmal das ominöse Wort selbst ein wenig schärfer zu definiren suchen und uns fragen, was verstehen wir hier unter „Welt" und was mit „Untergang"? Meinen wir mit dem Worte „Welt" Alles, was im ganzen Umfange der absoluten Unendlichkeit existirt, oder nur jenen mehr oder weniger umschränkten Theil davon, der uns eben mehr oder weniger interessirt? Soll „Untergang" die absolute Vernichtung des Seienden bedeuten, oder nur einen Uebergang in eine andere Form, eine gründliche Umgestaltung? Da wir nun bekanntlich über das Absolute absolut nichts wissen, so können wir, wenn wir uns nicht in ganz müßige philosophische Spekulationen verwickeln wollen, von der absoluten Vernichtung des absolut Unendlichen oder auch des relativ Begrenzten gar nicht reden. Es giebt ja Leute, welche glauben, daß die Welt überhaupt gar nicht existirt und vielleicht nur der Traum eines Gottes sei — im Glauben Schopenhauers sind wir selbst dieser Gott — und in diesem Falle können wir allerdings gar nicht wissen, ob nicht im nächsten Augenblicke diesen Gott irgend eine unverschämte Fliege aufweckt und damit die ganze Welt zu Grunde richtet. Wir aber wollen uns vor der Hand von solchen Fliegen nicht beunruhigen lassen und betrachten deshalb nur Dinge, die wir mit unseren menschlichen Augen wirklich übersehen können. Wir sprechen deshalb nur von einer möglichen Umwälzung jenes endlich großen Theiles des Universums, der uns speziell angeht und die materielle Grundlage alles Lebens bildet und fragen: Kann die schöne Organisation dieses Gebietes nach menschlichem Wissen plötzlich für uns Verderben bringend gestört, vernichtet werden?

Die Frage ist um so bestimmter zu beantworten, einen um je größeren Komplex von Weltkörpern in unserer Umgebung wir dabei zusammenfassen. Was ich hier sagen will, suche ich folgendermaßen an näher liegenden irdischen Dingen zu versinnbildlichen. Wir wissen aus der Erfahrung an unglücklichen Nebenmenschen, daß ein heute ganz gesunder Mensch morgen todt sein kann. Mehrere Menschen bilden eine Familie. Man hat auch den Fall erlebt, daß eine ganze Familie im Laufe weniger Tage ausstarb, aber der Fall ist selten, und im Allgemeinen wird man eine längere Spanne Zeit warten müssen, bis eine Familie aus dem Buche der Lebenden ausgelöscht ist, als dazu gehört, einen einzelnen Namen daraus zu streichen. Viele Familien bilden einen Staat. Deshalb ist das Leben des Staates ein noch viel längeres als das einer Familie in demselben, und ein hinsinkendes Reich liegt oft Jahrhunderte lang im Sterben. Der Fall ist nun schon ganz unmöglich, welcher beim einzelnen Menschen noch denkbar war, daß eine Nation von heute auf Morgen vernichtet würde. Viele Nationen bilden die Menschheit, diese aber ist, wie wir wissen, noch sehr viel langlebiger als eine Nation, und ihre Anfänge verlieren sich bereits in undurchdringliche Dunkelheit. Von ihr können wir behaupten, daß sie — wenn keine gänzlich außer unserer Erfahrung liegenden Ereignisse eintreten — noch ungezählte Jahrtausende leben muß. Ich betrachte hier nicht nur die normale Lebensdauer, sondern auch den Einfluß nach menschlicher Erfahrung möglicher Katastrophen. Ein einzelner, scheinbar ganz gesunder, Mensch kann zwar plötzlich sterben; dennoch liegt selbst im grausamsten Falle zwischen den ersten Anzeichen der Krankheit oder dem Auftreten der todtbringenden Gefahr und dem wirklich eintretenden Tode eine Zeit von wenigen Minuten, jedenfalls eine meßbare Zeit. Dem Untergange einer Nation aber gehen die Anzeichen der bevorstehenden Katastrophe schon bedeutend längere Zeit voraus, so selten sie auch oft verblendete Staatsmänner als solche Todesvorboten erkennen mögen. Wenn aber einmal die ganze Menschheit zu Grunde gehen sollte, so können die Naturgesetze das absolut nicht von heute auf morgen zu Stande bringen; ich denke, das müßte man wohl ganz allgemein begreifen. Wir leben auch im Weltall in einem geordneten Staate. Seine Polizisten sind die Astronomen, und wenn diese auch nicht im Stande sind, einen etwaigen Störenfried und Missethäter beim Kragen zu packen und dahin zu bringen, wo weder Sonne noch Mond scheint, so haben sie doch einen mindestens ebenso feinen Spürsinn, wie jene, und würden bedenkliche Eindringlinge, welche der Staatsordnung gefährlich werden könnten, entdecken, selbst wenn dieselben im Stande wären, sich wie wahrhaftige Geister vollständig unsichtbar zu machen. Der astronomische Polizeibericht weiß aber bis heute nichts von einem solchen Störenfried anzugeben, und wir haben deshalb für die nächsten paar Jahrhunderte durchaus nichts zu fürchten.

Im großen Sternenstaate ist unsere Erde mit der ganzen Menschheit und allem, was sonst noch auf ihr herumkriecht und vegetirt, nur ein einziges Individuum, das der Familie der Sonne angehört. Es ist kein Zweifel, daß viele unter den Millionen von Fixsternen, welche über den Himmel im ganzen Umkreise des Milchstraßengürtels ausgestreut sind, ähnliche Planetenfamilien um sich versammelt haben, obgleich wir die einzelnen Individuen der großen Entfernung wegen nicht mehr sehen können. Andere Fixsterne dagegen mögen auch Junggesellen geblieben sein und keinen anderen Wesen das Leben geschenkt haben. Ungezählte Millionen von Sonnen bilden die große Nation des Milchstraßensystems und mehrere Tausend ähnlicher Sternhaufen, welche wir am Himmel erkennen, vereinigen sich zu einer Menschheit von Sternen. Alles hängt mit einander zusammen und wird nach denselben Gesetzen regiert, wenngleich der äußere Erfolg dieser Gesetzgebung sich in anderer Form bei jeder anderen Nation darstellt.

Nun können wir von dieser großen Welt, indem wir unsere Parallele mit der Menschheit weiter verfolgen, getrost behaupten, daß ihr keinerlei Unfall zustoßen kann, selbst, so lange die ganze Menschheit existiren wird. Die Zeit, während welcher eine große Nation hier auf der Erde aufblüht und wieder vergeht, ist eben für diese Welt der Sterne nur ein Moment, so kurz, daß man nicht so schnell sterben kann, als er vorüber ist. Von kürzerer Lebensdauer ist dagegen schon das Sonnensystem und noch kürzere Zeit als dieses lebt unsere Erde, und Katastrophen, welche dieser gefährlich werden können, sind demnach auch nur kürzere Zeit im Voraus zu erkennen, als für die größere Wesengemeinschaft. Deshalb können wir mit aller Gewißheit sagen, daß eine Unheil drohende Verwickelung im Planetensystem, ein Untergang desselben, für die nächsten Jahrhunderte zu den durchaus undenkbaren Dingen gehört, die Erde also als solche dieses gegenwärtige viel verdächtigte Jahr ganz gewiß überdauern wird. Aber Narren und ängstliche Leute fragen mehr, als schlechterdings zu beantworten ist. Ist es denn nicht trotz alledem möglich, wenden sie ein, daß uns Menschen der Untergang bereitet würde, wenn auch dem steinernen Kerne der Erde und seinem Laufe wirklich nichts zustoßen kann? Gehört eine neue Sintflut, welche uns alle ertränkt, ein Erdbeben, das alle Stätten der Kultur und ihre Träger vernichtet, oder eine universale Krankheit, die uns Alle hinwegrafft, gleichfalls zu den unmöglichen Dingen? Das allerdings wissen wir nicht. Unsere Erfahrung sagt uns nichts darüber. Die Diplomaten, Juristen und Polizisten können für die Sicherheit der Nationen und des Einzelnen sorgen; sie können aber nicht verhindern, daß irgendwo einmal Jemand fällt und sich das Bein oder gar den Hals dabei bricht. Das ist zwar dann für den Betreffenden nicht angenehm, aber vorauszusehen war das mit dem besten Willen nicht. Wie thöricht aber wären wir, ja geradezu für das Tollhaus reif, wenn wir an alle die möglichen Gefahren denken wollten, die uns unsichtbar überall und immerdar umlagern!

Das Eintreten jener Planetenkonstellationen aber, von welchen ich letzthin erzählte, ist die gewisse Garantie für die schöne Ordnung des Weltstaates, den wir bewohnen. Nur wenn sie nicht eintreten würden, allerdings dann müßte die Welt ohne Rettung zu Grunde gehen. Glücklicherweise ist unser Wissen von dem Laufe der Gestirne im ganzen Bereiche der menschlichen Erkenntniß die einzige Wahrheit, welche von dem unerreichbaren Absoluten kaum noch um die Breite eines Haares entfernt ist. Wir dürfen uns also hierüber mit gutem Grunde beruhigen.

Wann Frauen alt werden?

Novelle

[4. Fortsetzung.] von (Nachdruck verboten.)

Karl Wartenburg.

Aber die Stirn war glatt wie ein Rosenblatt. Das alte Fräulein athmete auf. Leonie antwortete nicht auf die Bemerkung der Tante. Sie nickte ihr nur lächelnd zu und betrachtete sich dann mehrere Augenblicke in dem großen Wandspiegel.

Ihre Nichte zu fragen, warum sie so lange geblieben sei, das wagte Tante Ulrike nicht.

Der Engel hatte sich nämlich bei einer anderen Gelegenheit alle überflüssigen Fragen verbeten.

„Weißt Du, Tante," hatte Leonie ihr geantwortet, „ich liebe es nicht, gefragt zu werden. Du kannst es Dir ein für alle Mal merken. Ich werde Dir das, was Du erfahren sollst, schon selbst sagen."

Das war klar und deutlich und Tante Ulrike war sehr gelehrig, wie es die armen, alten Tanten alle sind, die von ihren reichen Nichten abhängen.

Da Leonie ihr Kammermädchen nicht ins Bad mitgenommen hatte, so mußte sie sich selbst frisiren und ankleiden, wenn es nicht Babette that, die junge Tochter des Hausmannes im Phönix.

In der Regel war dies der Fall. Heute machte Leonie allein Toilette. Sie rückte einen Sessel vor den Spiegel, löste ihr Haar, das lang und voll über ihre Schulter herabfiel, und begann es zu strählen und zu flechten, während Tante Ulrike die schon angekleidet war, dem anmuthigen Schauspiel, das die junge hübsche Frau vor dem Spiegel darbot, bewundernd zuschaute.

„Weißt Du, Tante," brach endlich Leonie ihr Schweigen, indem sie ihre Haare zusammenflocht, „daß ich heute morgen auf meinem Spaziergang eine interessante Bekanntschaft gemacht habe?"

„Wohl die des Prinzen von Hessen?" fragte Tante Ulrike erwartungsvoll, „wie mir Babette sagte, soll er gestern Abend inkognito eingetroffen und im Hotel Philippi abgestiegen sein."

Frau von Rudow schüttelte lächelnd das schöne Köpfchen.

„Nein, es war kein Prinz, Tante. Es war ein Journalist, der direkt aus dem Gefängniß kommt."

Die alte Tante stieß einen halblauten Schrei aus und sank, wie vom Schlage getroffen, in ihren Sessel zurück.

Leonie drehte sich rasch nach ihr um.

„Was ist Dir denn, Tante?" frug sie erschrocken.

„Ein Journalist, der aus dem Gefängniß kommt . . ." flüsterte das alte Fräulein unter dem Eindruck einer zwiefachen Furcht, denn sie hatte auf Leonies Stirn plötzlich die drohende Falte erblickt.

„Diese Menschen sind sehr gefährlich, mein Kind. . . . Du hast das Jahr achtzehnhundertachtundvierzigzig nicht erlebt, wo sie in Berlin Barrikaden bauten und im Lande Alles drunter und drüber ging. Dein Vater, der Major, sagte damals oft, an dem ganzen Unglück wären die . . . ach, lieber Engel, ich kann den Ausdruck nicht wiederholen . . . er fluchte schrecklich dabei Dein Papa, diese ver— Federfuchser schuld."

Von frühester Jugend auf von ihren Eltern verzogen und verwöhnt, hatte großer Respekt vor deren Ansichten nie zu Leonies Eigenschaften gehört. Nach ihrer Meinung mußten ihre Eltern Gott danken, daß er ihnen eine so hübsche Tochter bescheert hatte, und darum imponirte ihr auch Papas Meinung über die Journalisten durchaus nicht.

„Weißt Du, Tante," antwortete Leonie sich erhebend und dabei die Pony-Löckchen an der Stirn ordnend, „Papa hatte in dieser Beziehung doch etwas altväterische Ansichten . . . Kennst Du den Konrad Bolz, der ist auch ein Journalist . . . Aber Ihr habt ja in Köslin kein Theater . . . Das ist ein ganz liebenswürdiger Mensch dieser Bolz und was den Herrn . . . Herrn . . ." sie suchte nach dem Namen ihres neuen Bekannten, „den Herrn Harder anlangt, so wirst Du ihn heute an der Table d'hote kennen lernen. Er wird mit uns im Hotel Philippi essen . . ."

„Im Hotel Philippi . . mit uns . . mein Engel?" hauchte die alte Dame mit furchtsamer Miene.

„Allerdings!" antwortete in sehr bestimmtem Tone der Engel.

Tante Ulrike wagte keine weitere Bemerkung. Leonie ging nach ihrem Schlafzimmer, um hier ihre Toilette zu vollenden. Sie hatte die Thür schon halb geöffnet, als sie sich noch einmal umwandte.

„Apropos, Tante, vergiß ja nicht, daß ich hier in Riedlingen nur Deine Nichte Leonie bin. Es soll Niemand hier erfahren, daß ich Frau von Rudow heiße. Ach, klingle doch Babette. Sie soll mir beim Ankleiden helfen."

Die alte Dame nickte wie eine chinesische Pagode und klingelte.

In Betrachtungen über die wunderliche Laune ihres Engels wartete sie dann im Armsessel auf die Beendigung der Toilette Leonies. Dieselbe dauerte heute ungewöhnlich lange . . . Endlich öffnete sich die Thüre und auf der Schwelle erschien Frau von Rudow, hinter ihr Babette.

Tante Ulrike stieß einen leisen Ruf ungekünstelter Ueberraschung aus . . .

„Wie schön Du aussiehst, mein Engel!" flüsterte sie.

„Ach, noch viel schöner, als ein Engel," versicherte das junge Mädchen.

„Gefall' ich Euch?" lächelte Leonie liebenswürdig. Sie sah in der That bezaubernd aus.

Ein rosafarbiges seidenes Kleid umschloß ihre schlanke Gestalt. Gelbseidene Spitzen um den Hals und an der Büste hoben die matte weiße Farbe derselben vortheilhaft hervor.

Auf die Stirn fielen kokette kleine Ponylöckchen. In dem blonden Haar, das im Nacken hoch zusammengeknotet war, glänzte eine dunkle Rose. Ein Brillantkamm, der den Nackenknoten zusammenhielt, funkelte wie eine kleine Königskrone.

Leonies Augen strahlten, als sie ihr Bild in dem großen Spiegel erblickte, voller Glück und Freude. Noch ein paar leise Tupfen auf die Wangen mit der Puderquaste, noch einen Blick, den allerletzten, in den Spiegel, dessen Heuchelei sie jetzt ganz vergessen hatte, ein gnädiges Zunicken an Babette, die sich nicht satt sehen konnte an dem schönen gnädigen Fräulein — und dann rauschte sie hinaus, gefolgt von der alten Tante, die mit gefalteten Händen hinter der schönen Nichte herstrippelte.

4.

Eine Stunde später hatte auch Tante Ulrike den gefährlichen Federfuchser kennen gelernt und sich überzeugt, daß ihr Bruder, der Major, über die Journalisten doch ein zu strenges Urtheil gefällt hatte . . .

Harder war sehr liebenswürdig gegen sie gewesen. Er hatte ihr dreimal den Pudding gereicht, Rosinen-Pudding mit Weinsauce, den das alte Fräulein so gern aß. . . Und dann hatte er ihr

Amilcare Ponchielli †.

Ein Nachruf

von **Martin Roeder.** (Nachdruck verboten.)

Amilcare Ponchielli, der berufenste zeitgenössische Opernkomponist Italiens, Verdi natürlich ausgenommen, ist kürzlich in Mailand einer schweren Krankheit erlegen. Ponchiellis Bedeutung ist um so höher anzuschlagen, als der scharfe Nordwind, der über die Alpen weht, so ziemlich Alles, was an Individualität bei den italienischen Bühnenkomponisten vorhanden war, fortgefegt hat. Daß in Italien zahlreiche Talente emporsprießen, die dazu berufen erscheinen, die musikalischen Verhältnisse ihres Landes thatkräftig aufzubessern, steht außer allem Zweifel, und die mit Vorliebe und vielem Behagen citirte Phrase: „Mit Giuseppe Verdi sei, „Gott sei Dank", der italienische Singsang und Klingklang zu Grabe getragen," können wir, die wir Land und Leute kennen, nur mit einem mitleidigen Achselzucken beantworten. Jahrelang haben wir den Schlußprüfungen des Mailänder Konservatoriums mit stets wachsendem Interesse beigewohnt und uns an den Erstlingswerken eines Coronaro, Catalani, Smareglia, Masfa wahrhaft ergötzt. Aus diesen kleinen, auf der Bühne des Mailänder Konservatoriums zur Darstellung gebrachten Opern wehte uns eine solche Urkraft und Frische, eine so natürliche Wärme entgegen, daß man mit freudiger Zuversicht auf den jungen Nachwuchs blicken konnte. Da fiel es diesen kaum ins Leben getretenen Herrchen ein, es dem „profeta di Bayreuth" nachmachen zu wollen; sie guckten ihm ab, wie er sich räusperte und spuckte und — nach einigen kläglichen Versuchen zur Darstellung ihrer ungeheuerlichen Produkte an den ersten und wichtigsten Bühnen der Halbinsel verfielen sie dem dunklen Reich der Vergessenheit. Von ihnen Allen scheint vor der Hand nur der jugendliche Puccini, dessen Oper „Le Willi" jetzt über viele italienische Bühnen geht, dazu ausersehen, Verdi's und Ponchielli's Erbe anzutreten.

Im Uebrigen ist die moderne italienische Oper derart verlassen und verwaist — die ältere Generation (Boito, Gomes) hüllt sich in tiefstes Schweigen —, daß man nach dem Tode Ponchiellis wirklich von einer klaffenden Lücke sprechen kann, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen.

Daß einige der Ponchiellischen Opern — I Litnani (die Litauer) und Il figliuol prodigo (der verlorene Sohn) — ihrer Zeit nicht einen nachhaltigeren Erfolg in der Scala und in anderen wichtigen italienischen Theatern hatten, spräht nur um so lauter für ihren effektiven Werth. Es sind prächtige Werke, die nur deßhalb nicht den erhofften Beifall fanden, weil sie dem verwöhnten italienischen Theatergeschmack keine Konzessionen machten. Erst durch Gioconda und Marion Delorme gelang es dem wackeren Cremoneser, mit seinem Publikum engste Fühlung zu gewinnen und den Ton anzuschlagen, der ihm siegreich alle Herzen eroberte. „I Litnani" und „Gioconda" haben trotz ihrer auffallenden Mängel, die jedoch mehr dem nationalen, als dem künstlerischen Eigenwesen Ponchielli's entspringen, entschieden eine internationale Zukunft.

Ponchielli's Lebensgang ist der merkwürdigste, dessen sich ein italienischer Bühnenkomponist rühmen kann. Ein Sohn des Volks, aus der Stadt der kostbaren Violinen und der in Syrup eingemachten Früchte, aus Cremona stammend, kam er blutjung auf das Mailänder Konservatorium, war ein Mitschüler von Cagnoni, Fumagalli, Faccio 2c. und erregte durch seine virtuose Behandlung der Blechinstrumente gerechtes Aufsehen.

Die von ihm zu den Schlußprüfungen des Konservatoriums komponirten Cantaten und kleinen Opern wurden wegen ihrer Melodienfülle, wegen ihrer feinen Harmonisation und farbenprächtigen Instrumentation vielfach bewundert. Ein Versuch, den berühmten Manzonischen Roman: I promessi sposi zur Oper umzugestalten, mißlang jedoch gänzlich. Mit dieser sowie mit einer anderen „Lina" betitelten (später auch umgestalteten) Oper fiel der junge Cremoneser glänzend durch und wandte dem Theater grollend den Rücken. Er machte sein mestiere als Militärmusikmeister in einer kleinen Provinzstadt, und allen höheren idealen Anregungen entzogen, schuf er hier eine Unzahl von Kompositionen für Militärmusik, meist zu eigenem Gebrauch für seine Kapelle.

Da kam plötzlich einem Mailänder Theateragenten, jetzigen Impresario des Apollo-Theaters in Rom, Lamperti, die kühne Idee, Ponchielli zur Retouchirung seiner „Promessi sposi" aufzufordern und eine Wiederbelebung derselben am Teatro dal Verme in Mailand zu versuchen. Gesagt, gethan. Und noch heute tönt dem Schreiber dieser Zeilen der Jubel in den Ohren, mit welchem die umgestaltete Oper von allen Schichten der Bevölkerung aufgenommen wurde. Wer das Geringste gegen diese, so viele innere und äußere Mängel aufweisende Komposition einzuwenden hatte, wurde massakrirt, und ich entfliehe mich lebhaft, daß ich einer unschuldigen Aeußerung wegen, die ich im Cafe Cova that, fliehen mußte, um nicht der Lynchjustiz anheimzufallen. Wurden doch in dieser Oper seit Verdi's „Lombardi" zum ersten Mal nach langen Jahren lokale Zustände und Gebräuche behandelt. Als „Lucia" mit ihrem traditionellen, Briantiner Silberkamm erschien, da hatte es des Jubelns kein Ende, und Don Abbondio, Don Rodrigo und Renzo, diese den Mailändern blutsverwandten Gestalten, konnten nach ihren Gesangstücken sich kaum des stürmischen Beifalls erwehren. „Lucia" wurde von Teresina Brambilla, der Tochter einer alten Mailänder Patrizier- und Sängerfamilie freirt und sie war es, die sich bald darauf der Maestro zur Lebensgefährtin erkor.

Ponchielli war mit einem Male der Mann des Tages geworden, und selbst Verdi, sonst mehr als zurückhaltend mit seinem Urtheile über zeitgenössische Komponisten, hatte sein Verdikt urbi et orbi dahin abgegeben, daß er in Ponchielli seinen berufensten Nachfolger erblickte.

Aus dem Roman „Conrad Wallenrod" von dem polnischen Dichter Miskiewicz stellte der Librettist Ghislanzoni (Verfasser von Verdis Aida) einen Operntext zusammen, Ponchielli komponirte denselben, und in der Saison 1873—1874 wurde „I Litnani" am Mailänder Scalatheater zum ersten Male aufgeführt.

Die Oper zeigt alle Vorzüge der Ponchiellischen Eigenart im vollsten Lichte: breite Melodik, verbunden mit gewählter aber kerngesunder Harmonisation, Wahrheit des Ausdrucks, dramatische Kürze, eine wahrhaft beneidenswerthe Bühnenknappheit, hauptsächlich aber eine prachtvolle, nahezu berauschende Instrumentation.

Auf diesen Erfolg hin wurde Ponchielli als erster Professor der höheren Komposition an das Mailänder Konservatorium berufen, welchen Posten er bis zu seinem Tode inne hatte.

Seinen Haupttrumpf spielte der Meister mit der im Jahre 1875 ebenfalls an der Scala gegebenen, nunmehr weltberühmten Oper „Gioconda" aus. Arrigo Boito, der Dichter-Komponist des „Mefistofele", hatte aus Victor Hugos Roman „Angelo" ein höchst wirksames und ganz für italienische Theaterverhältnisse berechnetes Textbuch hergestellt. Die geniale Mariani-Masi kreirte die Titelrolle, und die Oper errang einen glänzenden Erfolg, der sich zum Grundstein für den internationalen Ruhm des Komponisten gestaltete. Es giebt bis nach dem fernen Südamerika hin kein italienisches Theater, auf welchem nicht die Weisen der Blinden, der Gioconda, die durchaus originelle und effektvolle Marinaresca, die inspirirte Schlußscene der Titelheldin, namentlich aber die prickelnden Rhythmen der Balletmusik (Danza delle ore) erklungen wären.

Zwischen diesen Opern liegt eine Kantate, die Ponchielli zur Donizettifeier für Bergamo schrieb. Sie muß neben Gioconda als die gelungenste Schöpfung des Komponisten bezeichnet werden.

Das letztaufgeführte Bühnenwerk Ponchielli's war Marion Delorme (die erste Aufführung fand im vergangenen Jahr in der Mailänder Scala statt), ein Stoff, der schon oft zu mißlungenen Opernversuchen hat herhalten müssen. Ponchielli's sympathische Sprache überwand alle Schwierigkeiten, aber der Erfolg war trotzdem anfangs doch kein unbestrittener — und die Komposition erwarb sich erst nach eingehender Umarbeitung das Heimathsrecht auf der Bühne. Einige andere nicht aufgeführte und unvollendet gebliebene Opern — Schreiber dieses hatte Gelegenheit, Manches aus denselben von Ponchielli auf dem Klavier vortragen zu hören — enthalten Schönheiten allerersten Ranges und dürften bald das Licht der Lampen erblicken.

Ponchielli war eine überaus kaustisch-witzig angelegte Natur. In heiterem Freundeskreise wurde jedes seiner Worte zu einer Freddura (Skalauer), und es gab wenig Dinge, die ihm für seine Possen zu heilig erschienen. Aber über die Kunst selbst und ihre wenigen Auserwählten konnte er in begeisterter Emphase mit gluthstrahlendem Blick sprechen, da stellte er seine eigenenen Leistungen tief in den Schatten und erkannte willig und neidlos an, was die Anderen Besseres geleistet.

In seinem gemüthlichen Tuskulum Maggianico am Leccosee brachte er den größten Theil seiner freien Zeit zu und empfing daselbst seine zahlreichen Freunde mit der ihm eigenen aufrichtigen Herzlichkeit. Mit ihm ist aus dem Mailänder Gesellschaftsleben eine typische Figur geschieden. Seine Häßlichkeit (die Gesichtsform erinnerte ein wenig an die des unsaubersten Thiers) war ebenso bekannt, wie seine Seelengüte und kollegialische Aufopferungsfähigkeit Berufsgenossen gegenüber.

Hierauf bezüglich und charakteristisch sind die von dem berühmten Textdichter Ghislanzoni in seinem Nachruf über Ponchielli erwähnten Worte. Der Eremit von Caprino schreibt: Ich verehrte ihn als Künstler — ma lo adoravo come uomo. Ponchielli war der beißendste Satiriker und blendendste Humorist, den ich in meinem langen Leben gekannt — der einfachste, schlichteste und beste Kamerad, das originellste Temperament war ihm zu eigen.

Hoffen wir, daß der Eine oder der Andere aus dem jüngeren Nachwuchs der italienischen Opernkomponisten die von Ponchielli eingeschlagenen Pfade verfolgt und unter voller Benutzung der von Deutschland überlieferten reformatorischen Errungenschaften den reichen Schatz köstlicher italischer Melodik zu wahren oder von Neuem zu heben und nutzbar zu machen weiß.

Volkshumor in den deutschen Ostalpen.

Von (Nachdruck verboten.)

P. K. Rosegger.

II.

Eine Eigenheit des Bauers ist es, daß er sich gern lustig macht über seine eigenen Fehler und Gebrechen. Ist wahrhaftig das allerbeste Mittel, sich darüber zu trösten. Meine Steirer sind bekannt, daß sie Kröpfe haben, und zwar — wie sie selber zugeben — so große, daß der heilige Petrus extra eine weite Himmelsthür hat müssen ausbrechen lassen, die „Steirerluken" mit Namen, durch die jeder Steirer in den Himmel kann.

Einmal aber kommt ein junger Steirer zu der Himmelsthür, bleibt davor stehen und will nicht hinein.

„Na, Bua!" spricht ihn Sankt Petrus an, „was ist's mit Dir? Marsch hinein zum Tempel!"

Kraut sich der Steirer hinter den Ohren und stottert: „Halt eine recht schöne Bitt' thät' ich haben, Herr Petrus."

„Heraus damit, wenn sie zeitig ist!"

„Es ist wer," sagt der junge Steirer, „und den möcht ich auch mitnehmen hinein in den Himmel. Weißt, heiliger Petrus: ein lieb's, ein fein's, ein jung's Dirndl hab' ich mit . . ."

„Was Teufel!" schreit der Petrus, „Knab', da wird nichts draus. So was ginge uns just noch ab im Himmel heroben."

„Laß' uns eini!" bettelt der Bursche.

Weil aber für Beide der Eintritt abgeschlagen bleibt, so wendet sich der Steirer traurig und will wieder davon gehen. „Wann ich mein Dirndl mit mitnehmen dürf in den Himmel, nachher bleib' ich auch herausfen."

Petrus schaut d'rein. Da steht er schon zweitausend Jahre an der Himmelsthür, aber so was ist ihm bis heute nicht passirt. Jetzt bringt er den Lotter in den Himmel nicht hinein. Aber fortlassen will er ihn doch nicht. „Steirer!" schreit er, „Hansel! Kropfjodl! Bist ein terischer (lauber) Tepp! — Geh, bring' sie her in Gottesnam'!"

Und seit dieser Zeit gehen die Steirer paarweise in den Himmel.

Vom Himmel bis zur Liebe — sowie auch umgekehrt — ist nur ein Katzensprung. Da geht ein Spruch um:

„Der Adam hat d'Liab aufbracht,
Der Noah den Wein,
Der Davidl s'Zitherschlagn
— Müassn Steirer g'weit sein."

So weiß der Steirer die Freuden des Lebens: Weib, Wein und Musik, mit der Heimathsliebe zu verbinden. Und besonders in der „Liab" macht er dem Stammvater im Paradiese alle Ehre. Im Liebesleben hat der Aelpler seinen eigenthümlichen Humor.

Nicht leicht wird einer so fromm verliebt sein, wie der Steirer. Zu unserem Herrgott haben die verliebten Leut nicht viel Vertrauen, der ist allzustreng in solchen Sachen. Da strecken sie sich schon lieber hinter die Heiligen, die wissen, wie es Einem gehen kann, die haben selber was probirt auf der Welt.

Das meiste Zutrauen aber haben sie zur Muttergottes — das ist ein Weib, bei dem greift das Bitten an. Sie muß die Helferin sein immer und immer. Sind die Leute in Krankheit oder einer anderen Gefahr — sie rufen die Muttergottes. In Feuer und Wasser, in Blitz und Sturm, brechen Räuber ins Haus oder packt der Geier eine Henne — sie rufen die Muttergottes. Im Sterben und im Sündigen, in Herzensnoth und heißer Lieb' — sie rufen die Muttergottes.

Aber nicht allemal so, wie jener Pferdedieb. Der hatte der Muttergottes von Zell eine pfundschwere Opferkerze versprochen, wenn der Diebstahl gelinge. Als er dabei unfellig erwischt wird, sagt er: „Die Zeller Muttergottes ist auch lutherisch worden, weil sie auf eine gewichte Opferkerzen nichts mehr will halten!"

Da hat's das Stegbrunner-Dirndl wohl klüger gemacht. Das Dirndl ist verliebt gewesen — den Peter hat sie gern gehabt. Aber so viel trutzig und g'schämig ist sie, und am Sonntag, wenn sie auf dem Kirchweg der Peter freundlich grüßt, hat sie ihm niemals Dank und Antwort gegeben. Er hat gemeint, sie mag ihn nicht, und dieweilen ist sie vor lauter Lieb' zu dem Burschen völlig närrisch worden. In solcher Noth nimmt das Stegbrunner-Dirndl ihre Zuflucht zur Muttergottes. Im Waldschachen steht der

---

zweimal das Spitzglas voll Champagner geschenkt, was der Kellner sonst immer vergaß.

Der Wein hatte sie freilich schläfrig gemacht und sie hatte den Wunsch geäußert, ein Mittagsschläfchen zu halten, womit ihre Nichte auch ganz einverstanden war.

Während sie im Phönix süß schlummerte, saß Leonie mit Herrn Harder in dem schattigen Garten hinter dem Hotel Philippi beim Kaffee. . . Die Umgangsformen, der gesellige Verkehr in den Kurorten und Sommerfrischen gestatten raschere Annäherung, als es im Daheim der Fall ist. . . Man muß die kurze Zeit benutzen.

Außerdem weiß Jedermann, daß man mit diesen Bekanntschaften keine intimeren Verbindungen eingeht. Man ist in der Fremde, lernt Fremde kennen, wohnt bei Fremden, und geht die Kurzeit zu Ende, so sagt man sich Lebewohl — und vergißt nach vierundzwanzig Stunden die am Brunnen oder auf der Morgenpromenade erworbenen Freunde.

Deshalb erregte es auch wenig Aufsehen, höchstens den Neid eines jungen Diplomaten aus Stuttgart und seines Bekannten, eines vor einigen Tagen angekommenen Rittmeisters a. D., als Leonie und Harder die Tafel verließen, um in den Garten zu gehen und dort den Kaffee zu trinken.

„Kennen Sie den Herrn, der mit Fräulein von Baumgarten soeben den Saal verließ, lieber Köhler?" wendete sich der Rittmeister, den Klemmer aufsetzend, an den Gesandtschaftsattaché.

„Habe keine Ahnung. Muß erst angekommen sein. Ist wahrscheinlich alter Bekannter von Fräulein. Beneide ihn aber . . . Diese Augen, Rittmeister, und dieses Füßchen . . . ach! dieses Füßchen . . ." Und Herr von Köhler schwemmte den aufsteigenden Seufzer mit einem Schluck Sekt hinab.

Währenddem der Diplomat und der Rittmeister a. D. ihre Vermuthungen über Harder anstellten, hatte dieser mit Frau von Rudow unter zwei duftenden Lindenbäumen Platz genommen.

„Wie kamen Sie dazu, Journalist zu werden?" frug Frau von Rudow, „was zog Sie zu dem gefährlichen Beruf?" . . .

„Mein Vater war Fabrikant. Er besaß eine Seidenweberei. Ich hatte wenig Neigung für die Industrie, und mein Vater, der in den letzten Jahren viel Verdrießlichkeiten in seinem Geschäft gehabt hatte, war damit einverstanden, daß ich einen andern Beruf wählte.

Er bestimmte mich, die Rechtswissenschaft zu studiren, und ich willigte ein, weil ich glaubte, dadurch am Besten in der Lage zu sein, den Schwachen und Hilflosen zu ihrem Rechte verhelfen zu können... Sie sehen mich erstaunt an. Vielleicht denken Sie", und ein leises Lächeln spielte bei dieser Selbstironisirung um seinen Mund, „an den edlen Ritter Don Quixote. Vielleicht hatte der gute Ritter eine ähnliche Naturanlage, wie ich . . . . . Möglich.

Aber wie es Leute giebt, die kein Blut sehen können, oder denen beim Anblick einer Spinne unwohl wird, so empfand ich von Jugend auf etwas wie einen körperlichen Schmerz, wenn ich einen armen, elenden Menschen sah, oder wenn Jemand Unrecht erleiden mußte. Man sagt das Herz thut Einem weh, wenn man von einem ergreifenden Anblick erzählt.

Bei mir war es thatsächlich der Fall. Ich empfand eine Art körperlicher und seelischen Schmerzes bei dem Anblick Unglücklicher. Ich glaubte nun, wenn ich ein Mann des Rechtes würde, so würde ich am ehesten im Stande sein, das Unrecht, das Unglück und Alles, was drum und dran hängt, aus der Welt zu bringen. . . . Ach, das waren kindische Einbildungen eines jungen, unerfahrenen Menschen. . . . Ich sollte bitter enttäuscht werden. Als ich meine Studien beendigt und meine Wissenschaft nun praktisch anwenden wollte, um dem Recht zum Sieg zu verhelfen, da empfand ich nur zu bald das Unzulängliche derselben, den Widerspruch, der häufig zwischen Gesetz und Recht mir entgegengähnte. In dieser trocknen, öden Aktenwelt, in der ich vergebens nach einem frischen Hauch des Lebens, nach einem lebendigen Pulsschlag des Herzens suchte, fühlte ich mich einsam, unglücklich. Ich flug an, meinen Beruf zu hassen. Ich gab die Rechtswissenschaft auf, um dem Rechte nach meiner Weise dienen zu können, mit der Feder, als Schriftsteller . . . . . So wurde ich Journalist."

„Und dabei kamen Sie ins Gefängniß . . .", setzte Leonie mit einem leisen, spöttischen Lächeln hinzu. Er zuckte die Achseln.

„Darauf muß man gefaßt sein. Indessen, die Sache hat auch ihre gute Seite. Es ist damit, wie mit dem Kranksein. Wer nie krank war, weiß nicht welch' schönes Ding die Gesundheit ist . . . Und wer nie gedrunnt hat, kennt nicht das schöne Gefühl der Freiheit."

Leonie erschien das nicht recht einleuchtend... Aber ihre Neugier war einmal geweckt und sie frug nach Diesem und Jenem.

Ob die Journalisten viel Geld verdienten?

„Zuweilen gewiß," meinte er. „Was mich betrifft, so war ich nicht darauf angewiesen. Mein Vater hat mir mehr hinterlassen, als ich für mich brauche. Und außerdem habe ich wenig Bedürfnisse. Diese Sommerfrische ist seit meiner Studienzeit die erste Erholung, die ich mir gönne. Und dabei genieße ich alles Schöne und Gute, was das Leben bietet."

Frau von Rudow konnte das nicht begreifen. „Ich finde, daß das Leben kostspielig ist, wenn man es genießen will . . . und was ist Leben ohne Genuß?"

Harder zuckte die Achseln.

„Es kommt darauf an, mein gnädiges Fräulein, was man unter Lebensgenuß versteht."

„Was man darunter versteht?" frug Leonie zurück, „nun, was alle Welt darunter versteht . . . Gesellschaften, Bälle, Diners, das Theater, die Konzerte . . ."

Harder blickte sie forschend an.

„Glauben Sie wirklich, mein Fräulein, daß die, welche alle diese Dinge sich verschaffen können, glücklich, befriedigt durch diese Genüsse sind?"

Leonie schwieg verlegen. Sie wagte nicht, die Frage zu bejahen.

Harder aber fuhr fort: „Wissen Sie nicht, mein Fräulein, daß die Mehrzahl dieser Glücklichen diese Vergnügungen aufsucht, um einem furchtbaren Gespenst zu entgehen, das sie verfolgt?"

„Einem Gespenst?" staunte Leonie.

„Ja, dem grauen Gespenst der Langeweile", erklärte Harder. „Aber es begleitet sie trotzdem überall hin, weil sie nicht den Talisman in sich tragen, der allein dieses Phantom bannen kann".

Leonie wagte ihm nicht zu widersprechen. Wie oft hatte sie selbst, um diesem Gespenst zu entfliehen, sich in das Geräusch von Vergnügungen gestürzt, die sie nicht befriedigten . . .

„Und wie heißt dieser Talisman?" frug Leonie zögernd . . .

„Arbeiten und Gutes thun", antwortete Harder.

„Gutes thun? Was verstehen Sie darunter?" Und sie sah ihn gespannt an.

„Es wechselt den Namen, aber sein Wesen ist immer dasselbe. Wenn ich einem armen Teufel, dem die Welt übel mitgespielt hat, durch meine Feder wieder zu seinem Recht verholfen, wenn ich einem Verzweifelten wieder die Hoffnung zurückgegeben habe, so gewährt mir das ein Gefühl, das mich alle jene Vergnügungen nicht nur entbehren läßt, sondern auch unendlich glücklicher macht, als diese es jemals könnten . . ."

„Dann muß ich wohl fortfahren, mich zu langweilen", versuchte Leonie zu spotten, „denn ich kann doch unmöglich unter die Journalisten gehen und einem armen Teufel zu seinem Recht verhelfen", setzte sie mit ironischem Lächeln hinzu.

Harder sah sie mit einem Blicke an, unter welchem sie erröthete und die Augen senkte . . .

(Fortsetzung folgt.)

lieben Frau heiliges Bildniß. Das ziert sie mit einem Kranz von Rosen und thut ein Gebet: „Meine liebe Jungfrau Maria! nicht das ich Dir was Fein's will sagen, aber so schön wie Du, ist Keine im Himmel und auf Erd'. Ich bitt' Dich um einen guten Rath, aber red' mir ja nicht ab! Leg' ein gutes Wörtel ein für mich bei Deinem Sohn. Dir wird er's nicht abschlagen. Wenn er schon so viel hat gethan für uns Leut und am Kreuz ist gestorben, so wird er sich meiner Bitt' wegen auch nicht aufhalten. So viel trutzig bin ich und g'schamig. Verboten hat's Gott freilich wohl, verboten; aber weil er sie halt doch einmal durch einander erschaffen hat, die Bübeln und die Dirndln, und eins fürs andere, so — gelt, so wird's nit weit gefehlt sein, wenn ich Dir's anvertrau: der Peter liegt mir im Sinn!"

Auf der Stelle ist das Mirakel geschehen. Hinter dem Strauch war der Peter, der ihr nachgeschlichen, versteckt; er springt herfür, packt sie, schnalzt ihr ein Bussel auf — und gut ist's gewest. —

Eine frische Lieb' und einen scharfen Humor haben die Sennerinnen auf der Alm. Die Jüngsten stellt der Bauer nicht auf die einsame Höh, aber der frische Wind und der guldene Sonnenschein kann noch im Spätsommer einen blühenden Mai bringen.

Daß allerhand Mannesleute hinaufsteigen zu den hohen Weiden und mit hochgehobenem Herzen oben dahinschlänkern über die grüne Alm, das ist so, und ist gut so. Weil aber doch nicht jedes Paar zusammensteht, das zusammengeht, weil sich die Sennerin manchmal hüten will und der Bursch' sich rächen, so giebts allerhand Stand- und Spottliedeln, die hin und herfliegen wie aus Sonnenstrahlen geschmiedete Pfeile.

Das Dirndl ist trotzig, da schießt ihm der Bursch ein Liedel zu:

„Gelt Dirndl, liabst mih!
Wan's't mih liabst, kriagst mih,
Wann's't mih treu liabst
Kanst mich habn — wanst mih kriagst!"

Oder der Bursch ist blöde, da singt ihm das Dirndl zu:

„A Bläbel han ih kent,
Der la Dirndl hat gliabt.
In Himmel is er kema,
Aber — Schläg hat er kriagt!"

Ein ausgelassener Jägerbursche verkündet es laut:

„Dreizehn Dirndln thua ih liabn,
All sein 'i in ein' Kranz,
Wann der Teuxel cini hult,
Bleibt's Dutzend noh ganz."

Anders klingt es, wenn die wahre, unglückliche Liebe ihre leidmüthig süßen Erinnerungen, ihr Herzweh aussingt:

„I woaß noh, wia heint,
Hat da Mond so schön gscheint.
Sie hat s Köpfel auf mih glegt
Und hat bitterlih gweint."
„Da draußn im Wald
Is a Wasserle trüab.
Hast ein andern Buabn ghall'n,
Bist nix meh so liab.
Hast ein andern Buabn ghall'n,
Bist nix meh so liab,
Kanst Dih hundertmal wasch'n,
Rinnt's Wasser doch triab!

Allzulang hält derlei aber nicht vor. Ehe sich der Almbursche eines treulosen Dirndls wegen ein Leid anthüte, springt ihm sein Freund, der Humor, bei. Der betrogene Knab' weiß sich zu trösten, er wird ganz altgescheit und singt:

„Dirndl, Dein' Schönheit
Geht dah wul zu End,
Wia 's Bleamel auf dem Feld,
Wan 's der Reif vabrent.

Der Herrgott moants guat,
Hat die schön' Dirndln aufbracht,
Und der Teufel, der Teufel!
Hat die alten Weiber draus g'macht."

In Liebessachen kann der dümmste Bauerntölpel witzig werden. Auf nichts weiß er so viel treffende Bilder zu finden und anzuwenden, als auf das Geschlechtsleben und seine Mysterien. Das gehört übrigens auf ein anderes Blatt. Hier nur noch ein Beispiel guten Humors in der Liebe.

Im Sommer des letztvergangenen Jahres ging ich eines Abends hinaus auf den Kirchhof. Es rastet dort Jemand, mit dem ich voreinst viel Lust und Fröhlichkeit getheilt auf dieser Erde. Als ich denn dastehe im nächtlichen Sommerfrieden und es fassen will, aber nicht kann, daß von zwei in Ewigkeit mit einander verwachsenen Menschen der eine oben steht und die Sterne des Himmels sieht, die Nachtigall hört, und der andere ist zu Erde geworden — wie ich so sinne, ob nicht etwa doch des zur Erde Gewordenen Seele in mich übergegangen sei, daß ich nun eine Doppelseele hätte! — da höre ich Schritte. — Des Müllers Josef geht daher, ein junger lebfrischer Bursche, und schleicht gegen das Todtengräberhaus hin. Er bemerkt mich nicht, klettert dort bei der Wand an einem hölzernen Grabkreuz wie über eine Leiter empor gegen ein Fensterlein. Er klopft an der Scheibe, da wird aufgethan. Das Töchterlein des Leut'begräbers guckt heraus und flüstert:

„Mach' keinen Lärm!"

Sagt der Bursche: „Darum sind ja die Knochen mit Fleisch und Blut überzogen, daß sie nicht klappern können."

„Stehst fest?" fragt sie.

„Ja," sagt er, „ich stehe auf einem Grabkreuz. Weil ich mir denk': wann der Mensch so oft das Kreuz muß tragen, so soll das Kreuz auch einmal den Menschen tragen."

„Wann's bricht?"

„So lieg' ich unten."

„Wollt' an Deiner Stell' doch lieber daheim bleiben im Bett, als mich in eine solche Gefahr begeben."

„Hab' ja wollen einschlafen, da zwickt mich mein Schutzengel und sagt, ich sollt' zum Dirndl gehn."

„Und der meinige hat gesagt, ich sollt' heut' Nacht Thür und Fenster zusperren."

„Ganz recht. Wann ich drinnen bin."

Ich habe mich weiter nicht in den Handel gemischt, bin hingegangen über die Gräber und habe mir gedacht: Mein Gott, der Sturm im Mai! Und die da unten schlafen in süßer Ruh'.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Indiskrete Briefe.

Von

Bruno v. W . . . . (Nachdruck verboten.)

Petersburg, im . . . .

Endlich, gnädige Frau, habe ich Ihren Wunsch erfüllt: ich war in der Peter-Paulskirche. Seit acht Tagen hatte ich die Absicht, dorthin zu gehen, und seit acht Tagen hab' ich's verschoben. Mir war bange geworden vor den russischen Kirchen. Der Isaaks-Dom ist schuld daran.

Das viele Gold, die Säulen von Lapislazuli, die Mosaiken auf goldigem Grunde, das Gefunkel der Tausende von Edelsteinen, die im Halbdunkel des Heiligthums wie Katzenaugen durch die Dämmerung leuchten — das Alles thut meinen Augen weh. All zu kostbare Steine gab man hier den heiligen Männern, den verstorbenen — hier, wo Millionen von Lebenden nach „Brod" schreien.

Ich war im Isaaksdom in Begleitung von Joncières . . .

Sie erinnern sich seiner von Ostende her — des Vicomte's mit den langen Beinen und der „Löwenjagd" — er soignirt jetzt seine Nägel hier in der französischen Botschaft.

Wir machten die Runde im Dom, der Cicerone näselte seinen Bericht her, und wir starrten auf die heiligen Särge und befühlten die Säulen; da wurde der Cicerone abgerufen, und wir schritten auf gut Glück weiter . . . . .

Plötzlich stehen wir in einem Raume, etwas heller als die anderen und mit allerlei Gegenständen gefüllt: mit alten Baldachinen, Meßgewändern, Priesterstäben — kurz, mit allen möglichen heiligen Requisiten. Wir waren in die Rumpelkammer der Kirche hinteingetappt.

Das war gefundener Handel für Freund Joncières. Kaum fünf Minuten, und er hatte den Sarg Christi vom Charfreitag und die Krippe aus Bethlehem und den auferstandenen Erlöser vom Ostermorgen herausgefunden . . .

„Mais — ça est drôle — mais bien drôle!" rief er und schwang ein paar Weihrauchgefäße, als wäre es der Paroisstab im Kotillon.

Da kommt der Cicerone athemlos, außer sich herbeigestürzt.

„Aber — meine Herren, ich bitte Sie, wie sind Sie hier hereingekommen? Das ist ja das Sacrum!" Und die Thüre verschließend, setzt er mit einem Popenlächeln hinzu: „Meine Herren — das ist nur für Priester . . ."

Ja — gnädige Frau, wir waren im „Allerheiligsten" gewesen!

Die Rumpelkammer war das Sacrum, der heilige Raum, wo man an den großen Festtagen hinter dem goldenen Gitter den Patriarchen erblickt, in Weihrauchwolken gehüllt und Jehovah anrufend, daß er das russische Volk gnädig segnen möge... Das Allerheiligste, dessen geweihten Boden selbst der Czar niemals betreten darf, das Sacrum der Isaakskirche, wo — wie die Bauern Klein-Russlands sich bekreuzigend erzählen — der heilige Gott-Vater zu Kaiser Nikolaus Zeiten sich zwei Mal, auf Wolken sitzend, dem Patriarchen gezeigt hat.

Wir waren im Sacrum gewesen und Joncières hatte die Weihrauchfässer geschwungen!

Am letzten Sonntag hatte ich den Patriarchen selbst drinnen hinter der Gitterthür beten sehen. Als die heilige Pforte aufging und er hinaustrat, leuchtenden Angesichtes, mit seinem langen, weißen Barte, den Segen austheilend — da — Sie wissen es, ich bin sentimental — war ich wirklich ein wenig ergriffen. Des Patriarchen begeistertes Lächeln, die Hymnen, die jubelnd zum Kuppelgewölbe emporstiegen, der berauschende Weihrauchduft, der uns in dichten Wolken umschwamm...

Ja, ich war ergriffen: ich hatte „die Rumpelkammer" noch nicht gesehen!

Aber nie werde ich jetzt Joncières's Gesicht vergessen, als wir fortgingen. Wie ein Nußknacker sah er aus, und bis wir auf die Straße hinauskamen, sagte er in Einem fort: „Mais — au nom de Sainte Thérèse — ça est drôle!" „Au nom de Sainte Thérèse" ist der Lieblingsschwur des Vicomte. Und ich denke mir, diese so viel genannte heilige Dame muß einmal von Löwen gefressen worden sein. Seitdem interessirt er sich für die Löwenjagd.

Ja, gnädige Frau, das ist mir im Isaaksdom passirt — und mögen Sie's glauben oder nicht — ich habe die Lust, noch mehr Kirchen zu sehen, völlig verloren.

Erst heute kam ich in die Peter-Paulskirche. Da finden Sie keine Edelsteine und keine Prachtsärge aus purem Golde; dort hängen die durchschossenen Fahnen still über den Sarkophagen der Czaren. Ohne Schmuck nebeneinander stehen sie da, wie in Reih und Glied, durch die ganze Kirche: der Name ist die einzige Aufschrift.

Die Czaren finden Geschmack an der Einfachheit — nach dem Tode. Ein paar Lorbeerbäume und einige Palmen sind hier und dort zwischen den Särgen aufgestellt — das ist der ganze Schmuck. Hier ist es ernst, feierlich und still.

Hier schlafen die Czaren, hier hört aller Streit auf. Katharine II. ruht still neben ihren Gatten, den sie ermordete.

An einem der Särge knieten ein Paar Popen, Litaneien murmelnd, mit den Gesichtern über das Betpult gebeugt. Ich näherte mich dem Sarge, er war mit Blumen überschüttet: ich stand an Czar Alexanders II. letzter Ruhestätte. Das Volk nannte ihn den „Befreiter", die Nihilisten mordeten ihn. So gehts in der Welt.

„Seine Majestät," sagte einer seiner Minister von Alexander II., „hat neben vielen großen Eigenschaften einen Fehler, der sein Unglück werden wird: Er ist viel zu sentimental."

Der Minister hatte nicht Unrecht. Der Czar war in der That sentimental. Er litt während des türkischen Feldzuges alle Qualen der Hölle, weil er es nicht ertragen konnte, Blut zu sehen, und er fiel einmal sogar in Ohnmacht, als er in der „Revue des deux mondes" einen Artikel über die Behandlung der Gefangenen auf dem Transport nach Sibirien las, er hat ein gutes Herz gehabt.

Die Darstellung des Artikels war empörend und — wahr. Der Kaiser ließ eine Kommission einsetzen, die eifrig untersuchte — so lange, bis der Czar die Sache vergessen hatte.

Aber, Scherz bei Seite — der ermordete Czar hatte ein zu gutes Herz. Er war so gut, daß er es nicht für möglich hielt, seine Diener könnten zu grausam regieren. Und wenn er es mitunter in Erfahrung brachte — wenn das begangene Unrecht so laut schrie, daß es das Ohr des Czaren erreichen mußte („Der Czar ist weit, der Himmel hoch," sagt der Klein-Russe), dann meinte der Czar:

„Wie ist es möglich? Ich würde es nicht für möglich gehalten haben — — —" Wird man, Freundin, nicht hierbei an jene Worte erinnert, die Napoleon auf Wilhelmshöhe ausrief: „On m'a trompé!"

„Ich würde es nicht für möglich gehalten haben!" Dieses Nichtglauben hat dem Czaren das Leben gekostet. Aber das Volk — das dürfen wir nicht vergessen — hatte Gutes von seinem mitleidigen Herzen genossen: Einer der frischen Kränze, die auf seinem Sarkophage ruhen, trägt die Inschrift: „Von denen, die Leibeigene gewesen" . . .

Ja, Alexander II. hatte ein gutes Herz. Die Einzigen, die vor ihm zitterten, waren die — Ehemänner. Vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Die alte Madame v. S., die Hofdame der Kaiserin, sagte, der Kaiser sei viel zu tugendhaft gewesen — in seiner Jugend. Das sei das ganze Unglück. Deshalb mußte auch die Kaiserin Maria Alexandrowna mitunter die Augen zudrücken. Daß sie es bisweilen ziemlich lange thun mußte, gereicht ihrem Gemahl ja zur Ehre.

Die hochselige Kaiserin wußte sich aber zu trösten: Sie trug niemals eine Toilette mehr als ein Mal, sie weinte viel und machte glücklich.

Sie hatte eine wahre Passion fürs Glücklichmachen. Die Czarewna

Pariser Geplauder.

Vom Bettel.

Von (Nachdruck verboten.)

Otto Brandes.

In sehr vielen Ortschaften Frankreichs findet sich am Ein- und Ausgange eine Tafel mit der Inschrift „La mendicité est interdite dans ce village". Während des letzten Feldzuges interpellirte mich nun ein baumlanger Lieutenant unseres Regiments eines Tages über diese Tafel mit den Worten: „Sagen Sie doch einmal, „Bice", Sie haben ja früher in Frankreich gelebt, woher kommt es eigentlich, daß hier so viele Dörfer „La mendicité" heißen?" Als ich den sonst sehr braven Kameraden, der, wenn ich nicht irre, heute militärischer Jugendbildner an einem preußischen Kadettenhause ist, über seinen bedauerlichen Irrthum aufgeklärt hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf und meinte, wenn eine solche Inschrift nöthig sei, dann müsse es doch recht . . . viel Bettler in Frankreich geben und mit dem ganzen Reichthum sei es, trotz der hübschen Kriegszulage, die das okkupirte Land zahle, am Ende nicht weit her. Darauf erzählte er mir denn eine lange Geschichte, wie es gekommen, daß er so wenig Französisch gelernt hätte, eine Geschichte, die darauf hinauslief, daß gerade in dem Augenblick, als sich ihm die Tiefen dieser Sprache erschlossen, seine französische Bonne mit einem der Inspektoren seines Vaters durchgebrannt sei. Ich erwähne das hier nur, um den tapfern Vaterlandsvertheidiger von dem Vorwurf freiwilliger Unwissenheit zu entlasten.

Welche Vorstellungen würden nun aber in dem Kopfe meines alten Kriegskameraden über den Reichthum Frankreichs entstanden sein, wenn er heute mitten in Paris, auf den Boulevards oder an der Gare St. Lazare landete und sich nicht blos einer simplen Tafel, sondern einem Heer von Bettlern gegenübersähe? Würde er nicht glauben, Paris sei die Hauptstadt eines Königreichs „La mendicité"?

Der Bettel in Paris ist unbeschreiblich groß und ebenso verschieden in seinen Formen.

Der widerwärtigste, aber auch der einträglichste, ist der der Individuen mit verstümmelten Gliedern oder mit fehlerhaften Organen, des Gesichts oder des Gehörs und der Sprache. Wie ein jäher Mißton steht in dem farbenprächtigen und sonst auch so harmonischen Bilde der Pariser Boulevards der an irgend einer Ecke derselben sich aufhaltende Bettler, die blutunterlaufenen, augapfelleeren Augenhöhlen weit gen Himmel aufgerissen, oder die Frau mit den unglücks-prahlerisch entblößten Holzbeinen, der junge Bursche mit dem weit vorgestreckten handlosen Arm. Zwischen lustwandelnden Spaziergängern kriecht oder schiebt sich ein Geschöpf, von dem man im ersten Augenblick nicht weiß, ob es Mensch oder Thier, der cul de jatte, umher, unser Mitleid beanspruchend. Es sind das meist Menschen ohne Füße oder mit verkümmerten Beinen, mit nach oben gekrümmtem Rückgrat, die sich mittelst ihrer, mit Holzplatten beschützten Hände auf mit Rollen versehenen Brettern fortbewegen, überaus beklagenswerthe, aber einen schreckhaften Anblick bietende Geschöpfe. Von der körperlichen Anstrengung der Fortbewegung in Schweiß gebadet, erheben sie den wohlstudirten, kummervollen, Hilfe suchenden Blick zu uns empor, und wen der Schreck oder der Abscheu nicht die Flucht ergreifen heißt, — giebt, giebt reichlich.

So beweglich diese Klasse der Bettler, so sehr suchen andere Verstümmelte durch eine starre Unbeweglichkeit unser Interesse in Anspruch zu nehmen. In der Rue Scribe, durch die mich täglich mein Weg führt, sitzt Nachmittags und Abends, trotz Sturm und Regen, trotz Frost oder lodernder Sonnengluth ein Individuum mit einem mageren, ascetischen, von langen schwarzen Locken umrahmten Kopf, die Augen durch zwei große schwarze Brillengläser geschützt, den mit einem fadenscheinigen schwarzen Rock bekleideten Körper, offenbar in der Besorgniß, nicht die Passage zu hemmen, fest an, fast möchte ich sagen, in die Wand gedrückt, neben sich zwei Holzkrücken, nur den rechten Arm mit drei rohen Holzbleistiften, die scheinbar zum Verkauf angeboten werden, ständig, ohne ihn auch nur auf Sekunden zur Ruhe zu senken, erhoben. Ich muß jedesmal wieder diese fakirhafte Beharrlichkeit in der keineswegs bequemen Stellung bewundern.

Alle diese Verstümmelten, selbst die cul de jatte, kommen von weit her in das Centrum der Stadt, die meisten im Omnibus, zuweilen auch mittelst Droschke. Ihre Einnahmen erlauben ihnen das. Hilfsbereite Wesen, die ihnen auf die Plattform der Omnibusse oder in einen Wagen helfen, finden sich immer. Der Blinde läßt sich vielfach von dem traditionellen schmutzig-weißen Pudel auf seinen Platz führen.

Ueber die Einnahmen, die diese Individuen erzielen, laufen natürlich die abenteuerlichsten Gerüchte um. Ich erinnere mich, daß man im vorigen Jahre der sehr anständig und sauber gekleideten Frau mit den Holzbeinen, die seit Jahren ihren Stand an der Ecke der Rue de la Paix und des Boulevard des Capucines hat, nachsagte, sie besitze ein viele tausend Franken betragendes Vermögen. Von verschiedenen Journalisten interviewt, stellte sich heraus, daß sie doch nur über das Nöthige verfüge. Im Ganzen ist das Geschäft aber ein ganz einträgliches. Wer sein Schäffchen ins Trockne gebracht, der überläßt seinen Stand übrigens nicht ohne Weiteres einem andern unglücklichen Mitmenschen, sondern cedirt denselben entweder gegen eine Baarabfindung oder gegen eine Betheiligung. Solche Abmachungen werden allerwärts respektirt und Konflikte kommen verhältnißmäßig selten vor. In der Korporation der verstümmelten Bettler, denn mit einer solchen hat man es fast zu thun, gehören Heirathen unter einander nicht zu den Seltenheiten. Selbst der cul de jatte ist vielfach verheirathet oder hat seine Geliebte, die „koseud ihn streichelt und hätschelt", wie es bei Aristophanes heißt.

Man fragt sich vielfach, wie die Polizei diesen Straßenunfug dulden kann, der seine bedenkliche Seite insofern hat, als sehr nervöse Personen oder Damen in Umständen, die man, ich weiß nicht mit welchem Recht, interessante zu nennen beliebt, in Folge des Anblickes der scheußlichen Verstümmelungen Zufälle bekommen können. Die Presse hat verschiedentlich ihre Stimme laut gegen diesen Bettel erhoben, der jedes ästhetische Empfinden verletzt, aber — vergeblich. Es ist nicht zweifelhaft, daß diese unglücklichen Personen Unterkunft in gewissen Instituten finden könnten. Ihnen selbst paßt dieses Gebundensein an Stunde und Hausordnung aber durchaus nicht, und dann haben sie, wie gesagt, zum Theil ihre mehr oder minder legitimen Verhältnisse, auf die sie nicht verzichten wollen. In katholischen Ländern — ganz analoge Zustände finden sich oder fanden sich bis vor zwei Jahren wenigstens noch in Rom — kann die Oeffentlichkeit, wie es scheint, dieser Menschenkiesel nicht entbehren, damit der Stahl der unerläßlichen guten Werke en passant seine weithin leuchtenden Funken sprühen kann.

Eine andere Form des öffentlichen Bettels, die nun schon weniger originell, ist die der kindergesegneten Bouquetverkäuferin, die immer noch nichts gegessen hat, und der wagenöffnenden Greise und Jungen. Daß man des Abends von sogenannten verschämten Armen beiderlei Geschlechts angehalten wird, ist keine Pariser Spezialität. Endemisch für Paris ist aber das namentlich am Boulevard Haußmann, in der Avenue Friedland, überhaupt in dem Fremdenwinkel des Arc de Triomphe sein Wesen treibende, in tiefe Trauer gekleidete junge Mädchen, daß sich, nachdem es sich mit scharfem Blick überzeugt hat,

ging geradezu auf die Jagd nach unglücklicher Liebe. Wenn sie die Sonne untergehen sah, ohne ein blutendes Herz geheilt zu haben, sagte Maria Alexandrowna wie einst Kaiser Titus: „Ich habe einen Tag verloren!" Keine Fürstin der Welt hat so viele Ehen gestiftet, wie sie.

Die Petersburger Gesellschaft hat gerade in der letzten Zeit aufs Neue von dieser Passion der hochseligen Majestät gesprochen. Die Baronin G. ist die Veranlassung dazu. Sie ist ihrem Manne davongelaufen, mit dem Hauslehrer eines ihrer Neffen — er ist 19 Jahre alt! Und für sie kaufte einst — vor zwanzig Jahren — die Kaiserin die Aussteuer.

Das ist eine Szene wie aus einem Roman gewesen.

Das hochselige Kaiserpaar befand sich auf einer Reise in den Ostsee-Provinzen. In irgend einer Hafenstadt kommt dann eine Deputation junger Mädchen — weiß gekleidet natürlich, wie junge Mädchen bei solchen Gelegenheiten zu erscheinen pflegen — an Bord des kaiserlichen Schiffes, um der Kaiserin Maria Alexandrowna ein Bouquet zu überreichen. Unter diesen jungen Mädchen befand sich eines, das sehr schön und sehr blaß war. Diese sehr schöne und sehr blasse junge Dame wirft sich plötzlich vor der ganzen Deputation mitten auf dem Deck zu Füßen ihrer Majestät und fleht sie um ihren Schutz an.

Es hätte nicht der Hälfte von Poudre blanc und Thränen bedurft, um das Herz der Czarewna zu rühren. Sie nahm sofort die junge, bleiche Dame mit sich in die Kajüte und hörte ihre Geschichte an: es war natürlich eine Liebesgeschichte, gnädige Frau — eine unglückliche. Sie liebte den jungen Baron G. und vermochte nicht ohne ihn zu leben. Aber Baron G. war arm, und ihre Familie wollte die Partie nicht . . . und die junge Dame blieb auf den Knien vor der Kaiserin liegen und schluchzte konvulsivisch.

Maria Alexandrowna ließ dem Kaiser Alexander keine Ruhe, bis er dem Baron G. eine Stelle gegeben hatte. Die Aussteuer kaufte sie selbst ein.

Maria Alexandrowna war nicht sehr sparsam. Von ihr erzählt man nicht, daß sie, wie eine gute Hausfrau, die Orangen in den Dessertschalen bei Tafel zählte. Sie liebte es, mit voller Hand zu geben, und hielt es für ihre Pflicht, die am besten gekleidete Dame der Welt zu sein. Sie war es, die einst einen Extrazug von Paris nach den Pyrenäen fahren ließ, um zur rechten Zeit eine Robe zu bekommen, und sie würde es für ihrer unwürdig gehalten haben, dieselben Valencienner Spitzen zweimal zu benutzen . . .

„Ja, das waren Zeiten," sagt die alte Hofdame Madame v. S., deren Familie zwei Jahrhunderte hindurch am Hofe gelebt hat, „da wußte man noch nichts vom „Oekonomisiren" — so wie jetzt, wo man Kriege für das Vermögen des Hauses Romanow führen will und die Großfürsten den Befehl haben, mit den Appanagen auszukommen . . . ."

„Bitte Sie — wir werden es noch erleben, einen Großfürsten ohne Schulden . . . . Alexander II. hatte ein viel zu gutes Herz, um solche Forderungen zu stellen. Er kannte die Pflichten des Kaisers und wich nicht von den Traditionen des Hauses Romanow: er bezahlte sogar die Schulden für den Großfürsten Konstantin — jedesmal, wenn er ihn nach der Krim verbannte."

„Aber jetzt —" so meint die alte Madame v. S. — „jetzt sind wir in der Decadence. Ich gehe gar nicht mehr ans Fenster, ich ertrage es nicht, auf den Newski hinabzusehen; da fahren jetzt zwanzig dieser abscheulichen Droschken, ehe eine einzige Equipage vorüberrollt! Ah — mon ami — les grands Seigneurs se meurent en Russie! Was soll man sagen, wenn sogar ein Prinz von Leuchtenberg im Miethswagen fährt?"

„Ja, gnädige Frau — was ist da zu sagen? Thatsache ist es, daß der Prinz von Leuchtenberg im Miethswagen fährt."

„Ich habe es selbst auf dem Newski gesehen, ganz Petersburg mit mir — und Alle haben wir den Kopf geschüttelt."

□ Carnevals-Freud' und Leid
in einer süddeutschen Residenz.

Von

G. Karus. (Nachdruck verboten.)

Neun Wochen Carneval! Sie wollen ausgefüllt sein!

Eine oftgenannte, hochstehende junge Frau, welche schön genug ist, um in dem Lobe ihres Geistes keine versteckte Bosheit zu finden, hat am Dreikönigstag in kleinem Cirkel das Wohnenfest gefeiert. Die Hand des Schicksals — oder eine andere — bescheerte die Wohne einem Dichter, der sofort die Herrin des Hauses zur Königin erwählte. Dem neuen Paare lag nun, alter Sitte gemäß, die Verpflichtung ob, durch ein Fest sich des glänzenden Ranges würdig zu zeigen. Noblesse oblige! sagte der Herzog de Lévis. Schon nach einigen Tagen erging an die heitere Tafelrunde, welche der Krönung beigewohnt hatte, die mit Sehnsucht erwartete Einladung. Sie lautete dahin, daß die Damen und Herren gebeten wurden, an dem so und so vielten Februar mit oder ohne Maskenkostüm zu erscheinen, aber breite farbige Brustbänder mit — Devisen anzulegen.

Ein herrlicher Gedanke! riefen die Einen. Doch einmal etwas Neues! jubelten die Anderen. Alle beeiferten sich, zusagende Antwort zu schreiben. Sobald dies geschehen war, eilte man zu den näheren Bekannten aus nicht betheiligten Kreisen, um dieselben von der Ehre und Freude, bei solchem Feste mitzuwirken, mit aufgeregter Geläufigkeit in Kenntniß zu setzen und — wo möglich etwas neidisch zu machen.

Nach diesem kurzen Triumphe leicht verzeihlicher Eitelkeit handelte es sich darum, ans Werk zu gehen, d. h. die zweifache Aufgabe zu lösen: welche Toilette? welche Devise? Daß beide zusammen auch zur Persönlichkeit passen müssen, ist selbverständlich. Aber welche von jenen beiden wird zuerst festgestellt? Bei anderen Gelegenheiten bietet die Phantasie des Schneiders oder ein Modejournal, eine Bildersammlung genügende Hilfe; doch dies Mal . . . . . .

Eine „stilgerechte" Devise besteht bekanntlich aus corps et âme, aus einem Bild und einem Wahlspruch: die Worte des letzteren müssen in ihrem eigentlichen Sinne zu dem gewählten Bilde passen und in ihrem figürlichen Sinne den beabsichtigten Gedanken ausdrücken. Das Bild soll einfach, leicht erkenntlich sein, der Spruch, kurz und bestimmt, darf jedoch den bildlich dargestellten Gegenstand nicht nennen. Das Bild wird als sprechend gedacht, und nur George Dandin oder Prinz Kalaf dürfen im Monologe sich selbst namentlich anreden. So wurde die Devise in den Zeiten des Ritterthums vielfach geführt, um den Charakter oder den Willen kund zu thun, welchen der Träger derselben zu haben glaubte oder zu bethätigen wünschte. Durch den Kardinal Magarin erhielt diese Mode neue Lebenskraft, und gelangte in Frankreich wie in den Niederlanden, in Spanien wie in Italien, bei Turnieren und Carroussels, öffentlichen Lustbarkeiten und feierlichen Leichenbegängnissen zu weiter Verbreitung. Damals (und schon früher) stand die Kunst, Devisen zu verfertigen, in hohem Ansehen. Hatte doch Tasso nicht verschmäht, dies Thema in einem Dialoge zu behandeln, der Jesuit Bouhours eine Sammlung gut ersonnener Wahlsprüche gegeben, sein Ordensbruder Ménestrier sogar eine „philosophie des images (Devisen)" geschrieben und in der Einleitung 49 Schriftsteller namhaft gemacht, welche mit demselben Gegenstande sich beschäftigt hatten!

Allmählich verschwand der Gebrauch und erhielt sich nur noch bei Fürsten und Feldherren, und auch diesen wurde nicht selten die Qual der Wahl erspart; indem man ihnen Devisen widmete oder unterschob. So erlaubte sich Douvrier zu dem berühmten Carroussel, in welchem Louis XIV. als Cäsar die Quadrille der Römer anführte, dem Könige den Wahlspruch Philippo II. von Spanien zuzuschreiben: nec pluribus impar.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Männer den Frauen gegenüber — wenigstens in Paris — immer weniger „ritterlich", und selbst die „Salons", obgleich einst von den Précieuses erfunden, hatten der bis zur Nonchalance gehenden égalité in der Gesellschaft nur die Wege geebnet. Madame de Genlis, Erzieherin der Kinder der Herzogin de Chartres, versuchte der sinkenden Courtoisie aufzuhelfen: sie brachte, wie ihre Memoiren berichten, die Devisen wieder zu Ehren und in Mode. „Ich wünschte sehr — schreibt sie — daß der Gebrauch, eine Devise anzunehmen, ein allgemeiner würde. Durch eine Devise verräth man ein kleines Geheimniß und übernimmt man eine gewisse Verpflichtung." Auch in dem Dictionnaire des étiquettes de la Cour klagt Madame de Genlis darüber, daß in den Köpfen der Republikaner ritterliche und romantische Ideen wenig Platz finden.

Das Bohnen-Königspaar hatte schwerlich beabsichtigt, mit der Art seiner Einladung einen Tadel über die Form der Geselligkeit auszudrücken und zugleich, wie die mißvergnügte Royalistin, einen Versuch zur Abstellung der Mängel zu wagen. Vielmehr handelte es sich offenbar um eine geistreiche Spielerei, einen Reiz zu animirter Unterhaltung und die Gelegenheit zu feinsinniger Neckerei. Als der reformirte Prediger und Licentiat Suckow einen Band „Liebesgeschichten" veröffentlicht hatte, grollten ihm — wie jetzt manche Kreise dem Theologen Taylor-Hausrath — seine Kollegen wegen solcher Licenz. Er ließ einen zweiten Band folgen unter dem Pseudonym Posgaru (griechisch: Warum denn nicht?). Ebenso kann man auch bei der Wiederaufnahme der Devisen fragen.

Nachdem die erste Freude der eingeladenen „Hofschranzen" sich ein Wenig gelegt, machte die Schwierigkeit der Ausführung sich geltend. Zu Rathe gezogen wird Marmontels kurze Abhandlung und die schöne Sammlung Devisen und Sinnsprüche von Radowitz. Welche Fülle zarter und tief durchdachter, stolzer und prächtiger Wahlsprüche, welche übrigens noch leicht sich vermehren ließen. Zum Beispiel:

Der Marschall de Villeroi, Gouverneur Ludwigs XV., hatte als Devise einen Uhrschlüssel mit der Umschrift: J'ai réglé qui nous règle (Ich habe den geregelt, nach welchem wir uns regeln).

Madame de Salles: eine Stecknadel, je pique, mais j'attache (ich steche, aber ich fessele).

Das Kavallerie-Regiment des großen Condé: ein eben aufgehendes Feuer, splendescant, da materiam! (Gieb Stoff und es wird leuchten!).

Der Herzog de Beaufort, grand-maître de la navigation — jetzt hieße es: Admiral von Frankreich — unter Ludwig XIV.: den Mond, soli paret et imperat undis (der Sonne Diener, der Wellen Gebieter).

Das Haus de la Trémoille: ein Wagenrad, sans sortir de l'ornière (stets im Geleise [der Ehre]).

Chamfort, mit prophetischem Blicke: eine Schildkröte, in deren Kopf ein Pfeil haftet, heureuse, si elle eût été entièrement cachée (glücklich, wäre sie ganz verborgen geblieben) ꝛc. ꝛc.

Die Annahme derartiger Devisen wäre anspruchsvoll und nicht zweckentsprechend, dagegen lächerlich etwa ein Myosotis mit dem Beisatze: Vergiß mein nicht.

So begreift es sich, daß Himmel und Erde, nämlich Dichter und Künstler in Bewegung gesetzt und um Hilfe angefleht werden. Allein da ist nicht so leicht zu helfen, wie mit Albumversen, Tintenspenden, Vierzeilen, Distichen, Aphorismen. Noch immer tönt der Ruf: Ein Königreich für eine Devise! und schon rückt der verhängnißvolle Termin näher und näher . . . . Manch einer unter den Betheiligten verwünscht den langen Carneval und erinnert an das Sprichwort:

Wer hängen soll zur Osterzeit,
Find't schrecklich kurz die Fastenzeit.

Man darf gespannt sein, wie die Sache verlaufen wird. Vielleicht im Sande?

Et cetera.

gg. Von dem in Heidelberg vor einigen Tagen verstorbenen Literarhistoriker, **Professor Johannes Minckwitz**, erzählt man sich in Leipzig aus der Zeit seiner dortigen Lehrthätigkeit noch folgenden „Kollegenwitz": Professor Minckwitz war ein großer Verehrer von Platen und hielt sich selbst ebenfalls für einen gar gewaltigen Dichter vor dem Herrn. In seinen Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte nahm der gute Professor gern Veranlassung, vor seinen Studenten die großen Verdienste Platens herauszustreichen und dabei sein eigenes Licht auch nicht unter den Scheffel zu stellen. Eines seiner stereotypen, „gefügelt" gewordenen Worte, das er in jedem Semester mindestens Einmal vorzutragen pflegte, lautete also: „Meine Herren, unsere deutsche Literatur besitzt unbestritten unter allen Kulturvölkern die größte Anzahl von Dichtern oder vielmehr nur Dichterlingen, denn wahre Dichter hat sie doch nur drei aufzuweisen, das sind Goethe, Platen und . . . . den dritten Ihnen hier zu nennen, verbietet mir meine Bescheidenheit." — Natürlich wurde dieses gefügelte Wort von einer Studenten-Generation auf die andere übertragen, und bald kannte man es in ganz Pleiße-Athen. Es soll vorgekommen sein, daß, als der Herr Professor wieder einmal seinen Spesch losließ, lustige Studenten ihm den Gefallen thaten, in der darauf folgenden Kunstpause ihm mit anempfundener Begeisterung den Namen „Minckwitz! Minckwitz!" zuzurufen. Ob der Herr Professor diese eigenartige Selbstverherlichung auch während seiner akademischen Lehrthätigkeit in Heidelberg fortgesetzt hat, ist uns nicht bekannt geworden. Vermuthlich hat er darin ein Haar gefunden, seitdem Paul Lindau ihn in den Briefen eines Kleinstädters so grausam verpfiffirte, daß der eitle Herr Professor ihn wegen Namensmißbrauches verklagte, ohne indessen gerade mit Lorbeeren bedeckt aus dem Prozesse hervorzugehen.

* * *

rn. Es ist von einem **berühmten Novellisten** die Rede, der sich plötzlich der Bühnenschriftstellerei zugewendet und manchen epischen Stoff verdorben hat, ohne dabei etwas zu erreichen. „Wundern Sie sich nicht darüber," ruft ein unternehmender Feind des Dichters, „dieser gefeierte Autor ist auf die Bühnenerfolge seiner Kollegen so neidisch, daß er im Jähzorn seine schönsten Erzählungen in Stücke schlägt."

* * *

□ **Guichardet**, einer der Gründer des „Siècle", des „Figaro", der „Revue des Beaux Arts", war ein Lebemann der liebenswürdigsten Art und eben so befreundet mit Balzac und den beiden Musset wie mit Stendhal und Brissault. Alle lobten und liebten ihn, nur Roquesplan tadelte seine — Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit, welche von ihm aufs Aeußerste getrieben würden. Beweis! Beweis! riefen zehn Stimmen einer lustigen Gesellschaft. Roquesplan versicherte mit ernster Miene, Guichardet habe neulich Morgens 3 Uhr seinen Schneider Renard geweckt, um demselben endlich die Bezahlung seiner Rechnung — zu versprechen.

* * *

R. Der Wiener Komiker **Girardi** war jüngst bei einem der ersten Schneider der österreichischen Residenz zu Gast geladen und spielte vor dem Souper mit dem liebenswürdigen Hausherrn eine Partie Farao. Während die Karten fleißig hin- und herflogen, summte der Herrenkleiderkünstler unablässig das letzte berühmte Couplet Girardis aus dem „Zigeunerbaron": „Ausgeglitten — In der Mitten." Girardi hörte eine lange Weile zu, endlich schien ihm der Gesang doch über den Spaß zu gehen und sich zu dem Schneider neigend, flüsterte er ihm in der Mundart des Schweinezüchters „Zsupan" aus der jüngsten Straußschen Operette zu: „Ober lieber Freund, wan ich mit Dir spiel', näh' ich Dir jo auch nichts vor:

---

daß nirgends ein Polizist zu spüren, sich auf den ahnungslos dahin schreitenden Fremden stürzt und mit Thränen in den Augen erzählt, wie der Vater gestorben, die Mutter vor Gram daheim krank liege und der Wirth sie nun nächstens, weil sie die Miethe nicht zahlen könnten, an die Luft setzen würde. Der Fremde ist zuerst, da er glaubt, es handle sich nach der Einleitung: „Pardon Monsieur" um eine Auskunft, stehen geblieben. Der beredt und doch scheinbar widerstrebend das Unglück ausplaudernde Mund läßt so schöne weiße Zähne sehen, die dunklen Augen blicken so jammernd, die himmelblauen so flehend drein, daß man den Aerger, den man empfindet, nachdem man erst dahinter gekommen, um was es sich handelt, schnell überwindet — und schließlich sogar mit einem verbindlichen, kavaliermäßigen Gruße seinen wohl selten unter einem Frank bemessenen Obolus in die mit dem etwas abgeschabten schwarzen Handschuh bekleidete Hand legt. Freilich, freilich, wenn man sich die Sache nachher in aller Ruhe überlegt, dann findet man doch, daß man fürchterlich hineingefallen ist. Natürlich wenden sich diese Bettlerinnen, wohl wissend, daß bei ihnen das Coquettiren verlorene Arbeit sei, nie an Damen, sondern ausschließlich an Herren.

Vielleicht sind es dieselben Frauenzimmer, die Identität des Trauerkostüms legt den Gedanken nahe, vielleicht sind es andere, jedenfalls müssen sie aber immer hübsch sein, die folgenden raffinirten und zwar pariserhaft raffinirten Bettel betreiben, der fast an Prellerei grenzt. Nach einem kopiösen Diner in einem der berühmten Boulevard-Restaurants oder einem der verschiedenen daselbst gelegenen Klubs verläßt Du animirt das Lokal. Da geht, nein fliegt ein scheues, schlankes, junges Mädchen in Trauerkleidern vorüber. Ein Blick aus dem großen, seltsam glänzenden Auge hat Dich getroffen. Unwillkürlich lenkst Du Deine Schritte ihr nach. Als sie es bemerkt, beschleunigt sie, wenn möglich, noch ihren Lauf. Endlich an einer weniger hell erleuchteten Ecke hast Du sie erreicht. Du willst sie anreden, ihr Deine Begleitung anbieten, doch schon kommt sie Dir mit den Worten zuvor: „Herr! ich flehe Sie an. Lassen Sie eine Unglückliche gehen. Fügen Sie nicht zu meinem Elend noch die Schande" oder was dergleichen Wendungen mehr sind. Dabei hat sich die Sprechende Dir voll zugewandt. Das Mädchen erscheint Dir mit ihrer furchtsam bittenden Geberde in erhöhtem Glanze. Du entschuldigst Dich wegen Deiner Aufdringlichkeit, ersuchst die Unbekannte aber, um sie vor ähnlichen Szenen zu schützen, begleiten zu dürfen, was angenommen wird. Leise, fast unhörbar, lehnt sich die Unglückliche zuerst auf Deinen Arm, dann kommt die Unterhaltung aber in den Gang, und Du erhältst den Einblick in ein tragisches Familienschicksal. Während der Erzählung hat Deine Begleiterin sich fester, wie Hülfe suchend, auf Deinen Arm gestützt. Eine seltsame Wärme ergießt sich über Dein Herz. Du wirst weich, versprichst ihrer Familie zu helfen, an die Stelle der hartherzigen reichen Verwandten zu treten, die das kleine soeben begehrte Darlehn verweigert haben, welches die Ihrigen vor der Exmission oder sonst einem Schrecknis retten sollte. Immer dankbar-zärtlicher schmiegt sich die Begleiterin an Dich an, die natürlich im Laufe des Gespräches nicht unterlassen hat, zu bemerken, daß sie seit 24 Stunden vor Aufregung und nutzlosen Gängen keinen warmen Löffel im Leib gehabt hat. Du dringst in sie, sie möchte in eines der Restaurants treten. Sie zaudert, doch schließlich nimmt sie an. Damit das arme Mädchen nicht erkannt wird, verlangst Du ein Cabinet particulier. Hier wird natürlich zuerst die Geldaffaire geordnet. Wie kann man das junge hübsche Ding mit Thränen in den Augen essen lassen. Thränen und der bestellte Champagner vertragen sich schlecht. Das Blut pulst heftiger in Deinen Adern. Du rückst näher zu ihr heran. Einige kleine Vertraulichkeiten sind unausbleiblich. Sie lächelt naiv. Du wirst kühner. Da fängt sie mit einem Male an bitterlich zu weinen. Sie jammert, Du wolltest sie entehren. O, wenn sie das gewußt hätte — und was dergleichen mehr. Nicht einen Bissen bringst Du ihr mehr herunter. Alle Versicherungen, daß Du ihre Respektabilität achten willst, beantwortet sie mit Schluchzen und Stöhnen. Die servirenden Kellner, die in diesen Räumen nur an die ausgelassenste Lustigkeit gewohnt sind, sehen Euch schon bedenklich an. Der Maitre d'Hotel hält es selbst für angezeigt, einen prüfenden Blick ins Zimmer zu werfen. Schließlich bist Du heillos froh, die heulende Person loszuwerden, wie Du Dein Geld an sie losgeworden.

Man glaube nicht, daß es sich hier um einen vereinzelten Fall oder um eine phantastische Erzählung handelt. Ich kenne mehrere Personen, die auf diesen Bettel hineingefallen sind, und er dürfte erst sein Ende finden, wenn die „serins", die Dummen, aufhören. Ein hübsches Frätzchen, etwas Schauspielertalent, eine tüchtige Gymnastik der Thränendrüse — das ist Alles, was zu diesem Truc gehört.

Neben diesem öffentlichen Bettel läuft nun der Hausbettel, der aber nur von Personen ausgeübt werden kann, die sich eines leidlich anständigen Aussehens erfreuen, da der „Concierge" gewöhnlichen Bettlern den Zutritt ins Innere der Häuser verwehrt. Wie überall, spielt hier der zahlreiche, eben aus dem Hospital kommende Familienvater, resp. dessen an zweifelhaften Mutterfreuden laborirende Gattin die Hauptrolle. Vorbereitet werden diese persönlichen Vorstellungen häufig durch vorangehende, an einer großen Stileinförmigkeit leidende Bettelbriefe. Ein Paris eigenthümlicher Typus unter diesen Bettlern ist der angeblich von der heimathlichen Scholle vertriebene Elsässer, der meist nichts Anderes, als ein arbeitsscheues Subjekt ist.

Der Hausbettel hat nun seine große Unbequemlichkeiten; ich spreche hier nicht von den unvermeidlichen, die dem Angebettelten, als vielmehr dem Bettler daraus erwachsen. Er ist mühsam und zeitraubend, und oft ist die Ernte eine an Geld unerhebliche, wenn nicht eine Fehlernte oder gar eine solche an groben Worten mit eventueller, beschleunigter an die Luft-Beförderung. Auf dieser Thatsache fußend, haben sich nun in letzter Zeit Agenturen gebildet, welche den Bettlern gegen zwei Francs Listen von notorisch als wohlthätig bekannten Personen aushändigen. Letztere sind hierin nach ihrem Charakter, nach ihrem Vermögen bezeichnet, auch ist der am meisten bei ihnen glückende Kniff, um ihnen einen Almosen herauszuziehen, darin enthalten. Es ist nicht schwer, sich zu vergegenwärtigen, wie diese Listen entstanden sind. Ein vorsichtiger Bettler hat Buch geführt. Er hat dann, nachdem er zu Etwas gekommen, sich die Ergebnisse der Erfahrungen seiner Kollegen zu Nutzen gemacht und schließlich ein dickes Bettler-Adreßbuch zusammengestellt, welches heute in keiner Bettler-Existenz fehlt. Der Bettler folgt nur dem Zuge unseres Jahrhunderts, dessen Wahlspruch ist und war: Time is money!

Berliner Theater-Repertoire.
Montag, 1. Februar.

Königliche Schauspiele.
Opernhaus.
Lohengrin.
Schauspielhaus.
Tilli.

Deutsches Theater.
Montag: **Das Käthchen von Heilbronn.** Dienstag: **Romeo und Julia.** Die nächste Aufführung von **„Der Weg zum Herzen“** findet Donnerstag, den 4. Februar statt.

Residenz-Theater.
Montag. Zum 17. Male: **Denise.** Schauspiel in 4 Akt. von A. Dumas (Sohn).

Victoria-Theater.
Mit gänzlich neuer Ausstattung:
Däumling.

Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.
Montag u. folg. Tage:
Rafaela.
Freitag, den 5. Februar:
Zum 1. Male:
Der Zigeunerbaron
von Johann Strauß.

Walhalla-Theater.
Montag: **Don Cesar.**

Kroll's Theater.
Montag: **Letzte große Sitzung der berühmten Antisipiritisten**
Homes und Fey.
Anfang 7½ Uhr.

Amerikan-Theater.
Amor u. Psyche,
Operetten-Burleske v. R. Linderer, Musik v. H. Thiele. Neu: **Mr. François.** Schnellzeichner. Auftr. des Herrn **Emil Neumann,** genannt **Bliemchen.** **Mr. William** mit seinem **Fantoche-Theatre** Gr. Erfolg d. Bravournumm. von **W. u. A. Richter** u. **Bendix.** Anfang 7½ Uhr.

Concordia.
Friedrichstraße 218. — Telephon 2313.
Heute:
Mr. Flynn's weltberühmter Royal American Midgets Des Däumlings-Ehepärchens General Mite, 21 Jahre alt, 55 c. gr., 4¼ Kilo schwer. Generalin Mite, seine Gemahlin, 50 c. gr., 3½ Kilo schwer.
Colonel Ulpts, Miniatur-Zwerg, deren Factotum.
(Unbestritten die kleinsten und anmuthigsten Geschöpfe der Welt.)
Auftreten derselben gegen 9¼ Uhr.

Auftreten der beliebten Sängerin **Mary Vanoni,** der span. Gymnast. **Sennor** und **Sennorita Canadas.** Zum letzten Male: **Awata,** jap. Jongleur. **Leopold,** Akrob. u. Pantom., der Equil. Miss **Lucinna** u. Mr. **Vallo.** Anfang Wochentags 7½ Uhr, Sonntags 6½ Uhr.
Zum 1. Male:
Die aus 5 Pers. bestehende Akrobaten- und Plastiker-Ges. **Conradi** (dieselbe produzirt sich in Salontollette); **Mons. Changeux** mit seinen dressirten **Nachhunden** und **Hündchen;** der Gesangshumorist Herr **Carl Maxstadt.**

Circus Renz.
Markthallen. Carlstraße.
Montag, den 1. Februar, Abends 7 Uhr:
Grosse Vorstellung.
Morg. Gr. Vorstell. **E. Renz,** Dir.

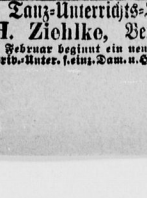
Concert-Haus.
Mannsfeldt · Concert
unter Benutzung der Orgel.
III. Nachmittags-Concert.
Anfang 5 Uhr.

Sedan-Panorama
mit **Dioramen-Cyklus**
am Bahnhof Alexanderplatz
von Vorm. 9 bis Nachts 11 Uhr.
Entrée 1 Mark.

Berlin 1886.
Zu einer **Vorbesprechung** über den diesjährigen
Commers
alter Corpsstudenten
ladet die Mitglieder des Cösener S. C. Verbandes auf **Freitag, den 5. Februar, Abends 7 Uhr** nach dem Restaurant Schellwald hierselbst, Mittelstrasse 53/54, ergebenst ein.
Das ständige Commers-Comité.
Dr. Hoffmann, Dr. Janke, Laudemann, Dr. Marasse, Molinari, Dr. Schulz, Simon.

Berliner Aquarium,
Unter den Linden 68a.
Eintrittspreis: 1 Mark.
Reichhaltige Ausstellung von Land- und Seethieren, wie: Anthropomorphe Affen, Riesenschlangen, Seepferdchen, Hai- und Tintenfische, Blumenthiere etc. — Ausstellung eines Walfisch-Skelets.

Austern,
Hummern Seemuscheln, Caviar
auch während der Nacht



Tanz-Unterrichts-Institut,
H. Ziehlke, Beuthstr. 2.
Februar beginnt ein neuer Kursus.
Priv.-Unter. f. einz. Dam. u. Hrn. z. jed. Zeit.

Telephon 7021.

Austern

Es treffen täglich circa 6 verschiedene Sorten Austern ein, die wir in den Weinstuben per Dtzd. mit Mk. 1,00—1,25—1,50 etc. abgeben.

M. Kempinski & Co.

Friedrichstr. 178, zwisch. Jäger- u. Taubenstr. **Königstr. 61,** neben Hauptpost-Amt. **Potsdamerstr. 127,** an der Eichhornstr.

Telephon 7021.

Das an Pracht der Ausstattung und Einrichtung unübertroffene Restaurant
Kaiserhallen — Unter den Linden
habe ich heute übernommen und führe dasselbe unter der Firma
Restaurant W. Hager.
Anknüpfend an die Tradition meiner Geschäftsführung in **Klein-Glienicke** werde ich bemüht sein, das eine Sehenswürdigkeit der Residenz bildende Pracht-Staff. Nürnberger Henninger Bier. Exquisite, höchst preiswerthe Küche. Reine Weine. Flotte Bedienung. Säle für Vereine und Gesellschaften.
Hochachtungsvoll und ergebenst
W. Hager, Hofkraiteur,
ehedem Inhaber des Restaurants zu Kl.-Glienicke.

Die
Gartenlaube
(Aufl. 270,000 Expl.) das billigste u. verbreitetste deutsche Familienblatt, **ein Besitz von dauerndem Werthe für jedes deutsche Haus,** ist zu beziehen: in *Wochennummern* (M. **1. 60.** vierteljährl.) durch alle Buchhandlungen und Postämter — in *Heften* à **50** Pf. und *Halbheften* à **30** Pf. nur durch die Buchhandlungen.

Mineralwasser-Anstalt
Wolff & Calmberg,
Berlin, Tempelhofer Ufer 22. **Telephon-Anschluß Nr. 1157.**
Kohlensaures destill. Wasser, Selterser Sodawasser, Apollinaris-Brunnen (24 große, 50 kleine Flaschen mit Kork- oder Patentverschluß für 3 Mk. franco Haus). — Phosphorsaures Eisenwasser, Gurgel Janos, sowie sämmtliche medicinische Brunnen laut Preisliste, Limonaden. — 1 Ballon chemisch reines destillirtes Wasser (ca. 60 Liter) 1,50 Mk.
Alle unsere Wasser, einschließlich Selters- und Sodawasser, sind aus **destillirtem Wasser, luftfreier Kohlensäure und absolut reinen Chemikalien** angefertigt und werden in weißen Flaschen mit unserer Firma, die auch den Korken aufgebrannt ist, abgegeben.
Kräftiger und nachhaltig wirksamer, als alle bekannten Stahlquellen ist unser
Nervenstärkend. Eisenwasser
gegen Bleichsucht, Blutarmuth, Unregelmäßigkeit im Frauenleben, Nervenleiden u. Schwächezustände blutarmer Personen, ohne besondere Kurdiät in jeder Jahreszeit anwendbar 25/6 Fl. = 5 Mk., frei ins Haus, Bahnhof.*

Fabrik! Größtes und elegantestes Leih-Institut!
Masken- u. Theater-Costümlager
Deutschlands (gegründet 1841)
von **J. J. Grohe, Berlin, Neue Roßstr. 8,**
empfiehlt sein reichhaltiges Lager (ca. 4000 Stück) von **Costümen aller Nationen.**
sowie **Mix- und Altercostüme** in großer Auswahl für carnevalist. Aufführungen, Festzüge, Theatervorstellungen, lebende Bilder 2c. **zu den billigsten Preisen**
Leih- und kaufweise.
Preisliste gratis und franco.
Illustrirter Catalog gegen Einsendung von 30 Pfg., **die bei Bestellung zurückvergütet werden.**
Colorirtes Masken-Costümbuch, 64 Figuren enthaltend, Mk. 1,50.
Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen.*
(Telephon-Anschluss No. 1843.)
Telegr.-Adr. Grohecostüm Berlin. Telephon-Anschluss No. 1843.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitete u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisbeigaben giebt u. monatl. 2 mal erscheint. Probe-No. gratis von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Kaiser Wilhelm I.
denkwürdigste Tage aus der Regierungszeit. Prachtvolles Kunstwerk 2 Lichtdruckgrapbie. Entworfen von **Prof. Reusch, Dresden.** Vertreter haben sichere Existenz. Prospecte gratis u. franco.
Dresden. Hugo Wiese.

Meyer's Conversations-Lexikon sucht zu kaufen Hahne, Prinzenstraße 54.*

Gedichte, Kladdr., Scherze, Lieder, Toaste 2c. fertigt **E. Colbe, Jüdenstraße 48.** Auch brieflich.*

3. **Todtlachen** 30 Bild. 75 Pf. Mu.: 1 M. Buch Frauenzimm. 50 Pf. Cat. gratis. Phot.-Institut 19. Aschaffenburg.

Fritz Borstells Lesezirkel
(Nicolai'sche Buchhandlung),
C. Brüderstr. 13. - W. Potsdamerstr. 123b.
Neu zur Lectüre ausgegeben:

Dahlmann, Kleine Schriften und Reden	6,—
Marlo, Organisation der Arbeit, Bd. 4	8,—
Arnold, Fünf neue Novellen	3,—
Kielland, Fortuna	—,50
König, Ohne Consens	2,—
Manno, Ein süßer Knabe	2,—
Tolstoi, Krieg und Frieden, 4 Bde.	15,—
Murray, Rainbow gold, 2 vols	5,20
Maizeroy, Bébé Million	3,50
Malot, La Bohême tapageuse, 2 vols	7,—
Rabusson, L'amie	3,50
Trimm, Mémoires de Lisette	1,—

Ausführliche Prospekte auf Verlangen gratis und franco.

Die besten **Zimmer - Parfums** sind: a. zum **Räuchern** das altberühmte **„Eau de Lavande Ambrée“,** wie solches in allen königlichen Gemächern zur Anwendung kommt, ferner zum Zerstäuben **„Lohse's Maiglöckchen-, Veilchen-, Flieder-Zimmer-Parfum“,** — sämmtliche Zimmerparfums in Flaschen à 1 Mk., 6 Flaschen 5 Mk. 50 Pf.; ½ Literflasche à 3 Mk. 50 Pf., ¾ Literflasche 7 Mk., sowie zur **Reinigung der Zimmerluft „Lohse's Conifèren-Duft“** (frische, gesunde Waldluft erzeugend) à Flasche 1 Mk.; mit **Patent-Zerstäuber 2 Mk. 50 Pf.; ½ Literflasche 3 Mk., ¾ Literflasche 6 Mk.**
Gustav Lohse, Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin, Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Frau Kronprinzessin, sowie verschiedener Höfe.
Berlin W., Jäger-Strasse 46.
Neueste illustrirte Preis-Verzeichnisse sämmtlicher eigenen Fabrikate, sowie der besten in- und ausländischen Waaren gratis und franco. Aufträge nach ausserhalb gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages prompt.*

PROSPECTUS.
3½ pCt. Schwedische Staats-Anleihe
vom Jahre 1886.
Subscription auf M. 54,000,000 Deutsche Reichsw. = Kronen 48,000,000 Skand. Währ.

Auf Grund der von dem Schwedischen Reichstage ertheilten Ermächtigung, und nachdem dieser Beschluß durch Allerhöchste Kundmachung vom 11. Januar 1886 die Königliche Genehmigung und Bestätigung erhalten hat, emittirt das Reichsschulden-Comtoir eine **3½proc. Schwedische Staats-Anleihe vom Jahre 1886,** welche im Nominalbetrag von **Mark 81,000,000 = Kronen 72,000,000** zur Rückzahlung von älteren für Eisenbahnbauten aufgenommenen Anleihen und zu anderen produktiven Staatszwecken bestimmt ist.

Die Obligationen lauten auf den Inhaber und werden in schwedischer und deutscher Sprache in Abschnitten von **Mark 5000 = Kronen 4444⅔, Mark 2000 = Kronen 1777⅞, Mark 1000 = Kronen 888⅞, Mark 500 = Kronen 444⅔** ausgefertigt.

In den Anleihe-Bedingungen, welche auf den Obligationen zum Abdruck gelangen, ist festgesetzt worden:

1) Die Anleihe wird mit jährlichen Zinsen zu **3½ pCt.** halbjährlich am **1. December** und **1. Juni** verzinst. Der erste halbjährliche Zinscoupon verfällt am **1. December 1886.**

2) Die Tilgung, welche am **1. Juni 1887** beginnt, erfolgt zum **Nennwerth im Wege der Verloosung** innerhalb 75 Jahren vom 1. Juni 1886 ab nach Maßgabe des den Obligationen beigefügten Tilgungsplanes. Die Verloosung wird jährlich an einem Tage in der ersten Woche des Monats März im Reichsschulden-Comtoir im Beisein eines **öffentlichen Notars, zuerst im Jahre 1887,** stattfinden. Die durch jede solche Verloosung bestimmten Obligationen sind am **ersten darauf folgenden Juni** einzulösen. Das Ergebniß einer jeden Ziehung wird im Monat März in der amtlichen Zeitung Schwedens, in einer dänischen Zeitung und sieben deutschen Zeitungen veröffentlicht.

3) Dem Reichsschulden-Comtoir steht vom 1. Juni 1906 ab das Recht zu, die jährlichen Kapital-Abträge zu vergrößern, auch nach einer durch Inserat in den vorgenannten Zeitungen zuerlassenden dreimonatlichen Kündigung den ganzen alsdann ausstehenden Rest der Anleihe auf einmal zum Nennwerth zurückzubezahlen.

4) Die Zinscoupons, ausgeloosten oder gekündigten Obligationen werden zahlbar gestellt

in Stockholm bei dem Reichsschulden-Comtoir
in Kopenhagen bei der Dänischen Landmannsbank Hypothek u. Wechselbank } in Kronen Stand. Währ.
in Berlin bei der Direction der Disconto-Gesellschaft u. dem Bankhause S. Bleichröder
in Frankfurt a. M. bei dem Bankhause M. A. von Rothschild & Söhne
in Hamburg bei dem Bankhause L. Behrens & Söhne } in Mark Deutscher Reichs-Währ.

Von der Anleihe verbleiben **Mark 27,000,000.— = Kronen 24,000,000.—** zur Verfügung des Reichsschulden-Comtoirs, und hat sich dasselbe verpflichtet, diesen Betrag nicht vor Ablauf des Jahres 1886 an den Markt zu bringen.

Der Restbetrag von **Mark 54,000,000.— = Kronen 48,000,000.—** ist von den unterzeichneten Bankinstituten und Bankhäusern fest übernommen worden.

Die Subscription auf den vorbezeichneten Betrag der **3½proc. Schwedischen Staats-Anleihe** findet

Dienstag, den 2. Februar und Mittwoch, den 3. Februar d. J.
in Berlin bei der Direction der Disconto-Gesellschaft und dem Bankhause S. Bleichröder,
in Frankfurt a. M. bei dem Bankhause M. A. von Rothschild & Söhne,
in Hamburg bei dem Bankhause L. Behrens & Söhne,
in Kopenhagen bei der Dänischen Landmannsbank Hypothek und Wechselbank

während der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden unter nachstehenden Bedingungen statt:

1) Die Subscription erfolgt auf Grund des zu diesem Prospectus gehörigen Anmeldungs-Formulars, welches auch von den vorgenannten Stellen bezogen werden kann. Einer jeden Anmeldungsstelle ist die Befugniß vorbehalten, die Subscription auch schon vor Ablauf jenes Termins zu schließen und nach ihrem Ermessen die Höhe des Betrages jeder einzelnen Zutheilung zu bestimmen.

2) Der **Subscriptionspreis** ist festgesetzt auf **94 Mark** für 100 Mark nominal der Obligationen, welche mit Coupons über die vom 1. Juni d. J. laufenden Zinsen versehen sind.
Der Preis versteht sich abzüglich der Stückzinsen vom Tage der Abnahme bis zum 31. Mai d. J.

3) Bei der Subscription muß eine Caution von fünf Procent des Nominalbetrages hinterlegt werden. Dieselbe ist entweder in Baar, oder in solchen nach dem Tages-Course zu veranschlagenden Effecten zu hinterlegen, welche die betreffende Subscriptions-Stelle als zulässig erachten wird.

4) Die Zutheilung wird sobald wie möglich nach Schluß der Subscription erfolgen. Im Falle die Zutheilung weniger als die Anmeldung beträgt, wird die überschießende Caution unverzüglich zurückgegeben.

5) Die Abnahme der zugetheilten Obligationen kann vom **9. Februar d. J.** ab gegen Zahlung des Betrages (2) geschehen. Der Subscribent ist jedoch verpflichtet:
Ein Fünftel des Nominalbetrages der Stücke spätestens bis einschließlich **1. März 1886**
Zwei Fünftel „ „ „ „ „ „ „ **31. März 1886**
Zwei Fünftel „ „ „ „ „ „ „ **30. April 1886**
abzunehmen. Nach vollständiger Abnahme wird die auf den zugetheilten Betrag hinterlegte Caution verrechnet, bezw. zurückgegeben. Für zugetheilte Beträge unter 10,000 Mark nom. ist keine successive Abnahme gestattet, und sind solche bis zum **1. März 1886** ungetrennt zu reguliren.

6) In Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg hat die Zahlung in deutscher Reichswährung, in Kopenhagen in Kronen zu geschehen.

7) Bis zur Fertigstellung der definitiven Stücke geben die Subscriptions-Stellen Interimsscheine aus, welche kostenfrei gegen die vom Reichsschulden-Comtoir ausgefertigten Obligationen in Gemäßheit weiterer Bekanntmachung umgetauscht werden. Die von den deutschen Subscriptions-Stellen auszuhändigenden Interimsscheine und Obligationen sind mit **deutschem Reichsstempel** versehen.

Subscribenten in Dänemark haben den erforderlichen dänischen Stempel für die ihnen zuzutheilenden Stücke selbst zu tragen.

Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Kopenhagen, im Januar 1886.

Direction der Disconto-Gesellschaft. S. Bleichröder. M. A. von Rothschild & Söhne.
L. Behrens & Söhne. Dänische Landmannsbank Hypothek und Wechselbank,

Capital-Versicherungen

für den **Todesfall**, sowie für eine **bestimmte Lebensdauer, Kinder- u. Aussteuer-, Leibrenten- u. Alters-Versicherungen** übernimmt unter coulantesten Bedingungen die

Deutsche Lebens-Versicherungs-Gesellschaft a. G. in Potsdam.

Errichtet **1869.** Activ-Vermögen: 8 Mill. M.

Versicherungs-bestand: 60½ Million. M. angesammelte Reserven 6½ Mill. M.

Kostenfreie Auskunft ertheilen sämmtl. Vertreter der Gesellschaft an allen größeren Plätzen, sowie **Die Direction in Potsdam.** *

Gebrüder Lieberich,

FRÖHLICH PFALZ GOTT ERHALTS — GEBR. LIEBERICH

Weingutsbesitzer, Neustadt a. H. (Pfalz). **Weingrosshandlung, Berlin W., Jägerstr. 54.**

Reichhaltiges Lager in Pfalz-, Rhein-, Mosel-, Ahr- und Bordeauxweinen unter Garantie der absoluten Reinheit. Für Wiederverkäufer günstige Conditionen. Verkaufsstellen werden zu errichten gesucht und bitten um gef. diesbezügl. Offerten an das

Comptoir für Norddeutschland, Berlin W., Jägerstr. 54. *

Arco. Klimatischer Curort. Arco.

Schönster Herbst-, Winter- und Frühlingsaufenthalt.

Hotel und Pension, Curhaus.

Enthält 75 elegante und bequem eingerichtete Salons und Schlafzimmer nebst Rauch-, Billard-, Lese- und Conversationszimmer, sowie Concert- und Speisesäle. — Dieses Etablissement ist durch seine Lage **vollkommen vor Wind geschützt**, so daß selbst **Kranke mit Motilitäts-Störungen 5 bis 6 Stunden täglich im Freien zubringen können. — Pension von 3 fl. W. aufwärts.**

Telegramm-Adresse; Nelböck, Arco. *

Cotillon

und **Carneval**-Gegenstände, komische Mützen, Orden Knallbonbons, Masken, Perrücken, Touren, Attrapen. **Costume** aus Stoff, Bigotphones und alle weiteren Specialitäten empfiehlt die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden. *

Illustrirte deutsche und französische Preiscourante gratis und franco.

Nicolaische Buchhandlung (Borstell & Reimarus),

C. Brüderstr. 13, **Berlin**, W. Potsdamerstr. 123 b.

Soeben erschien:

Hauptverzeichniss von Fritz Borstell's Lesezirkel.

Werke wissenschaftlicher Richtung. 2 Abthlgn. Berlin 1884—85. 8°. 19 Bogen. Elegant gebunden. Preis 1 Mk. 50 Pf. Versandt franco. — In Zahlung nehmen wir Briefmarken. *

Zur unterzeichneten Verlage erschien vor Kurzem:

Königin Margarethe von Navarra.

Ein Kultur- und Literaturbild aus der Zeit der französischen Reformation

von

Ferd. Lotheißen,

Professor an der Universität in Wien. Octav. 26 Bogen. Broschirt 5 Mark. Eleg. in Halbfranz geb. 6 Mark.

Eine eingehende kritische Würdigung dieses trefflichen Werkes brachte in dem Artikel:

Eine seltene Königin

die vorige Nummer dieses Blattes.

Berlin, W. Lützowstr. 115.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur

Dr Hermann Paetel.

24 neue Tänze

für 1. und 2. Violine von **C. Holdorff.**

Preis für beide Hefte **Mk. 2.**

Direkt zu beziehen durch

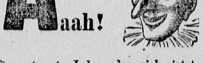
Carl Holdorff in Soltau i. H.

Haide-Scheibenhonig

Pfd. 85 Pfg., zweite Waare 55 Pfg. Leckhonig 50 Pfg., Seim-(Speise-)Honig Pfd. 40 Pfg., Futterhonig 40 Pfg., in Scheiben 55 Pfg. Wachs gegen Nachnahme, **engros** billiger. Nichtpassendes nehme umgehend franco zurück.

Soltau, Lüneburger Haide.

E. Dransfeld's Imkereien. *



ruft erstaunt Jeder, der sich jetzt zur Faschingszeit die Schaufenster v. **Chr. M. Geh, Beuthstr. 14 u. 15**, Ecke Leipzigerstr. (u. d. Wiener Café) am Spittelm. beschaut: **Patentmasken-Perrücken** (in j. nur erdenkl. Art f. Herren u. Damen) **im Verkauf** à St. v. **Mk. 1.**— an. **Gr. Verleih-Institut** v. Masken-Perrücken, Gesichtsmasken: **2. alle Costüme** vorräth. u. spottbillig. — Fabrik mod. Haararbeiten. Etabl. 1875. **Neu: Normalzöpfe** (nur lang. Haar) v. 3 Mk. an. Von mir überbr. Haar w. prachtv. Zöpfe à 75 Pf. hergestellt. Spirituslampen u. Eisen 75 Pf. Horn- u. Schildpattnadeln v. 5 Pf. an. Franz. Stirnhaarnetze 10 Pf. (Dtz. 1 Mk.). *

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher **Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preise per ½, ¼, ⅛, 1/16-Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-Delicatess- u. Drogengeschäften.

Junge Damen, d. d. Haushalt erlernen oder ihre Gesundheit kräftigen wollen, finden Aufnahme in gebildeter Familie a. Harz. Offerten unter **J. T. 8712** an **Rudolf Mosse. Berlin SW.**

Ernstes Heirathsgesuch!

Ein definitiv angestellter Reichsbeamter wünscht sich mit einer schon etwas älteren Dame zu verheirathen. Geehrte Damen mit Vermögen, welche hierauf reflektiren, wollen ihre Offerten mit Photographie und Angabe der Verhältnisse gefälligst an **Rudolf Mosse, Magdeburg**, unter **P. S. 30** senden. Discretion und Rückfendung der Schreiben und Photographie selbstverstand.

Eine **Villa** m. **gross. Garten u. herrl.** Aussicht ist **sofort** preiswerth unter günst. Bedingungen **zu verkaufen.** Offerten unter **O. N. Crossen a. O.** postlagernd erbeten.

Meine Villa in großem parkartigem Garten, massiv und elegant gebaut, mit Gewächshaus und Remise, wünsche ich zu verkaufen. Forderung Mark 55,000. **C. Harbers in Pyrmont.**

Villa.

Wegen Krankheit der Familie bin ich gezwungen, meine mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgestattete neue, solid gebaute Villa in der Oberlausitz sofort zu verkaufen. Es gehört dazu ein großer Garten, der künstlich bewässert wird und ca. 200 edle Obstbäume enthält. — Die Villa hat Wasserleitung, Heißwasserheizung, große Veranda, ist umgeben von einem schönen Ziergarten mit Fontaine, dem sich ein schöner Kiefernbusch anschließt, liegt an Eisenbahn u. Chaussee. Der Liebhaber hat auch Gelegenheit, meine Glashütte, unmittelbar an die Villa stoßend, zu erwerben. Alle Anfragen direkt an mich, Agenten verbeten. Näheres **Berlin, Charlottenstr. 71. Vollprecht.** *

PROSPECTUS.

Actiengesellschaft Berliner Neustadt.

Actiencapital 5,000,400 Mark

eingetheilt in 8334 vollbezahlte Actien zu 600 Mk. nominal.

Die **Actiengesellschaft Berliner Neustadt in Berlin** wurde im Jahre 1873 mit einem Actiencapital von 6 Millionen Mark begründet. Im Juli 1884 fand eine vollständige Reorganisation des Unternehmens statt: Das Actiencapital wurde durch Gratis-Uebergabe und Vernichtung von 999,600 Mark Actien auf 5,000,400 Mark nominal reducirt und es erfolgte die Emission einer 5procentigen Prioritäts-Anleihe im Betrage von 2,500,000 Mark, für welche eine Cautionshypothek eingetragen wurde. Diese Maassregel ermöglichte die Tilgung sämmtlicher Schulden und die Schaffung eines grösseren Fonds, welcher die Gesellschaft auf Jahre hinaus für Betriebs- und Zinserfordernisse sicher stellt, so zwar, dass sie für die weitere Realisirung ihres Grundbesitzes ohne jedes drängende Angebot günstige Gelegenheit und gute Preise abwarten kann.

Durch Generalversammlungsbeschluss vom 7. Juli 1884 wurde statutenmässig festgesetzt, dass bis zur vollständigen Tilgung der genannten Anleihe weder eine Capitalsrückzahlung an die Actionaire, noch eine Dividendenvertheilung stattfinden darf; auch eine Zahlung von Tantièmen an die Verwaltung und eine Ueberweisung an den Reservefonds soll vorher nicht erfolgen; es sollen vielmehr die erzielten Ueberschüsse — soweit sie nicht nach dem Ermessen des Aufsichtsraths zum Fortbetriebe der Geschäfte erforderlich sind — zur Tilgung der Anleihe verwendet werden.

Die durch die Reorganisation geschaffene Lage ergiebt sich aus der letzten veröffentlichten

Bilanz per 31. December 1884.

Activa.	M.	Pf.	Passiva.	M.	Pf.
Grundstücks-Conto	7059074	—	Actien-Capital	5000400	—
Baarbestand und Banquierguthaben	444917	70	Partial-Obligationen	2500000	—
Hypotheken-Forderungen	306650	—	Unerhobene Zinsen	6825	—
Restkaufgelder, Debitoren etc.	28644	35	Special-Reserve-Conto	332061	05
	7839286	05		7839286	05

Im Laufe des Jahres 1885 erfolgten grössere Grundstücksverkäufe, deren Ergebniss bereits die **Tilgung von mehr als dem vierten Theil der Anleihe ermöglicht hat.** Es wurden verkauft: 231,7 □Ruthen = 3286 □Mtr. für den Preis von Mk. 139,020.— also durchschnittlich Mk. 42.25 pro □Meter. Diese Terrains waren bei den seitherigen Werthbemessungen (Sachverständigentaxe vom April 1881) seitens der Gesellschaft mit 45 Mark für den Quadratmeter aufgenommen; ferner 26,450 □Ruthen = 375,176 □Meter für den Preis von ca. 1 Mk. 76 Pf. per Quadratmeter = Mk. 650,000.—. Dieser letztere, ausserhalb des Weichbildes der Stadt Berlin und jenseits des Centralviehhofs gelegene Complex bildete denjenigen Theil des Landbesitzes, für welchen in Folge seiner ungünstigen Lage ganz andere Werthverhältnisse in Betracht kamen als für den verbleibenden Theil des Grundstücksbesitzes. Die Gesellschaft hatte diesen nun vollständig abgestossenen Complex auf Grund der obenerwähnten Sachverständigentaxe mit 2 Mark für den Quadratmeter bewerthet. Ferner wurden durch Tausch veräussert 6,3 □Ruthen = 90 □Meter für Mk. 1,902.60, dagegen zurückerworben 719 □Meter für Mk. 22,815.—.

Die provisorisch festgestellte Bilanz per 31. December 1885, welche noch von der Generalversammlung zu genehmigen ist, lautet folgendermaassen:

Activa.			Passiva.		
Grundstücks-Conto	6179617	—	Actien-Capital	5000400	—
Baar- und Banquierguthaben	223007	12	Partial-Obligationen	1850000	—
Hypotheken-Forderungen	434870	—	Unerhobene Zinsen	17237	50
Effecten (M. 125,000 eigene Obligationen, welche zurückgekauft, aber noch nicht getilgt sind)	118750	40	Special-Reserve-Conto	104748	02
Debitores und Mobilien	16141	—			
	6972385	52		6972385	52

Die Gesellschaft verfügte demnach am 31. December 1885 über ungefähr Mk. 776,000.— an Baar, Banquierguthaben, Effecten und Hypothekenforderungen und ausserdem über einen vollständig im Weichbilde der Stadt Berlin gelegenen Grundstückscomplex von 21,851 □Ruthen = 309,943 □Meter, welcher von der Gesellschaft auf Grund der Sachverständigentaxe von 1881 wie folgt bewerthet wird:

I. Kategorie	24,709	□Meter à 45	Mark per □Meter	M. 1,111,905.—
II. „	107,187.2	„ „ „ 32	„ „ „ „ „	3,429,990.40
III. „	105,425.	„ „ „ 15	„ „ „ „ „	1,581,375.—
IV. „	3,478.	„ „ „ 7,50	„ „ „ „ „	26,085.—
V. „	3,723.3	„ „ „ 2	„ „ „ „ „	7,446.60

(Dieser letztere Theil wäre übrigens nach den neueren Feststellungen den höheren Kategorien beizuzählen.)

Ausser Ansatz sind gelassen 64,120.5 □Meter für Strassenland
581. „ „ Differenzen in der Vermessung.

Erwerbung in 1885 719. „ „ „ 22.815.—

zusammen 309,943. □Meter zum Werthe von M. 6,179,617.—

Dieser Grundstückscomplex liegt vor dem ehemaligen Frankfurter Thore und wird umschlossen von dem städtischen Centralviehhof, der Verbindungsbahn, der Frankfurter Allee und der Thaerstrasse. Er hat durch 3 Pferdebahnlinien Verbindung mit dem Herzen der Stadt, nämlich durch die

Linie Molkenmarkt—Viehhof,
„ Molkenmarkt—Lichtenberg,
„ Rathhaus—Viehhof

und liegt ausserdem in nächster Nähe von zwei Eisenbahnstationen (Ringbahn), nämlich den Stationen Viehhof und Friedrichsberg und zwar von letzterer Station nur ca. 150 Meter entfernt, von ersterer Station nur getrennt durch das Centralviehhof-Etablissement.

Die gesammte Baufläche wird von 7 im officiellen Bebauungsplan vorgesehenen Strassen durchschnitten, ausserdem sind seitens der Gesellschaft weitere 3 Strassen projectirt und hat das bezügliche Project auch bereits die Genehmigung der städtischen Baudeputation gefunden, während die Genehmigung des Königl. Polizei-Präsidiums noch aussteht. Das Terrain zu 3 Strassen, von welchen 2 provisorisch regulirt und dem Verkehr übergeben sind, ist bereits ganz, zu einer Strasse theilweise, an die Stadt abgetreten. Die weiteren Abtretungen für Strassenanlagen werden nach Maassgabe der Erfordernisse stattfinden. Nach Durchführung der von den städtischen Behörden beschlossenen Canalisation im Radialsystem 12, in welchem letzteren der gesammte Terrainbesitz der Gesellschaft belegen ist, wird die successive Regulirung aller das Terrain durchschneidenden Strassen ermöglicht, soweit die Regulirung resp. Canalisation — wie bei der Thaerstrasse, Eldenaer Strasse und dem Weidenwege — nicht schon thatsächlich erfolgt ist.

Berlin, im Januar 1886.

Actien-Gesellschaft Berliner Neustadt.

Bergschmidt. Reisner.

Auf Grund des vorstehenden Prospectes werden wir die

Actien der Actiengesellschaft Berliner Neustadt

am Montag, den 1. Februar cr.

an der Berliner Börse einführen. Gleichzeitig erklären wir uns bereit, schon vorher und zwar spätestens bis zum **1. Februar cr., Vormittags 11 Uhr**, in unseren Bureaux

Voranmeldungen auf 2,500,200 Mark Nominal der genannten Actien (= 4167 Stück) zum Course von 37½ pCt. zuzüglich der Stückzinsen zu 4 pCt. für's Jahr vom 1. Januar cr. bis zum Abnahmetage

entgegenzunehmen.

Die Annahme von Voranmeldungen kann auch schon vor dem angegebenen Termine geschlossen werden. Die eventuelle Reduction der Anmeldungen bleibt dem Ermessen der Anmeldestellen vorbehalten und werden die Interessenten von den zugetheilten Beträgen baldmöglichst verständigt.

Bei der Anmeldung ist auf Erfordern eine Caution von 5 pCt. in Baar oder in börsengängigen Werthpapieren zu hinterlegen, welche bei der Abnahme verrechnet resp. zurückgegeben wird.

Die Abnahme kann vom 8. Februar cr. ab und hat spätestens am 27. Februar cr. zu erfolgen.

Statuten, Geschäftsberichte und Situationspläne der Actiengesellschaft Berliner Neustadt können bei den Unterzeichneten eingesehen werden.

Berlin, den 22. Januar 1886.

Born & Busse. **C. Schlesinger-Trier & Co.**

Verantwortl. Redakteur für den redaktionellen Theil: Dr. Hugo Bornow in Berlin. — Für den Inseratentheil: Paul Rüdiger in Berlin. — Druck u. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.